Juni 1954



DER MARIENBOTE



Hoch preist meine Seele den Herrn,
Und mein Geist frohlockt in Gott,
meinem Heiland.
Herabgesehen hat Er in Gnaden
auf seine niedrige Magd.
Seht —
von nun an werden mich seligpreisen
alle Geschlechter.
Großes hat an mir getan
der Mächtige.
Sein Name ist heilig!
Sein Erbarmen waltet
von Geschlecht zu Geschlecht
über denen,
die Ihn fürchten.
Machtvoll waltet Sein Arm,
Er vernichtet die Herzen voll Hochmut.
Gewalthaber stürzt Er vom Thron,
Und erhöhet die Niedrigen.
Hungrige erfüllt Er mit Gütern,
Reiche läßt er leer ausgehen.
Angenommen hat er sich Israel's,
Seines Knechtes,
Eingedenk Seines Erbarmens
Mit Abraham
Und Seinen Nachkommen auf ewig,
Wie unseren Vätern Er verheißen. —

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

22. Jahrgang 15. Juni 1954 Battleford, Sask. No. 9

Dies und Das

Maria, Mutter der Ausgewanderten

Es gibt wohl kaum eine Menschennot, deren Name nicht auch der Mutter des Herrn zum Titel gegeben wird. Sie ist der Trost der Betrübten, die Zuflucht der Sünder, das Heil der Kranken, die Mutter des Guten Rates, Unsere Liebe Frau von der immerwährenden Hilfe, der Stern im Sturm der Meere, und sie ist nun auch die Mutter der Ausgewanderten. So hat Papst Pius XII. sie in dem schönen, von ihm verfaßten Gebet „An Maria, die Mutter der Ausgewanderten" genannt. Die Mainummer unseres Marienboten hat den Wortlaut dieses Gebetes auf der Innenseite des Deckelblattes.

Heute bringen wir Auszüge aus der von Papst Pius XII. veröffentlichten Apostolischen Konstitution „Exul Familia", d.h. Familie in der Fremde, die von der warmen und von der drückenden Sorge spricht, mit der Papst Pius XII. das leibliche, besonders aber das geistige Wohl und Wehe jener verfolgt, die ins Ausland gezogen, um eine neue Heimat und Zukunft zu finden.

In väterlicher Güte, und doch mit der Autorität des Stellvertreters Jesu Christi wendet sich der Heilige Vater an die Ausgewanderten, an die Länder ihrer neuen Heimat, und auch an die alteingesessenen Katholiken dieser Länder, und spricht von Gott im hohen Himmel und vom Abglanz des Göttlichen in den Seelen der Auswanderer. Sehet zu, daß Gott und die Seele des Auswanderers nicht getrennt werden. Daß sie zusammenbleiben, wie sie seit der Erlösungsstunde zusammengehören.

Nun hat der Stellvertreter des Sohnes Mariens die Mutter des Herrn auch zur Mutter der Ausgewanderten erhoben. Und sie, deren Herrlichkeiten und barmherzigstes Mutterherz wir während dieses Marianischen Jahres 1954 mit ganz besonderer Liebe ehren und preisen, wird sich jener annehmen, die heute in der Fremde weilen.

„Heiligste Jungfrau", betet der Heilige Vater in seinem Mariengebet für die Ausgewanderten, „du hast selbst die Verbannung erfahren. Du begleitest auch die aus ihren Vaterland verbannten bei ihrer Wanderung durch die Welt auf der Suche nach Arbeit und Brot."

Nicht jeder, der zu uns ins Land kommt, hat Maria hier gefunden. Wir haben überall Neueingewanderte gesehen. Wir trafen sie in armen und in schönen, neuen Häusern. Wir trafen sie im Auto und in der Strassenbahn, in Gasthäusern, in Krankenhäusern, in Geschäften, wo sie Arbeit fanden, und auf Bahnhöfen und Staßen, wo sie auf der Suche nach Arbeit waren. Wir sahen sie auch in

unseren Kirchen. Woimmer wir sie trafen, da konnten wir uns des Empfindens nicht erwehren: Sie brauchen Dich, Maria! Sie brauchen Dich, wenn sie es auch gar nicht wissen, wenn sie es womöglich auch gar nicht wollen. Voll sind ihre Köpfe und Herzen von Amerikagedanken. Von Geld, Verdienst, Geschäftsmöglichkeiten, von politischem Weh und kulturellem Heimweh. Schön war es in der Heimat. Schön wird es sein in der neuen Heimat, wenn – ja wenn das liebe Geld einmal da sein wird.

Wir können es den Neueingewanderten ja nicht verdenken. Wir selbst sind ja von ähnlichen Gedanken erfaßt, und auch uns – wie fast jedem Menschenkinde des zwanzigsten Jahrhunderts – hängt alles Wohlergehen nicht so viel von Gott als vom Gelingen irdischer Pläne und Wünsche ab.

Wollte uns doch die Not so vieler unserer Brüder und Schwestern zur Besinnung bringen! Warum hat es Gott wohl zugelassen, daß wir hier in Kanada und Amerika im Überfluß weiter leben dürfen, während der größte Teil der Menschheit haust in Jammer und Not? Meinen wir etwa, wir seien „tugendhafter" als die andern, und deswegen so gesegnet von Gott?

Oder könnte es nicht sein, daß Gott uns unseren Wohlstand gelassen, damit wir in dieser Welt der Verwirrung zur Insel der helfenden Christenliebe werden?

Was würde wohl geschehen, wenn einmal die aus Maria strahlenden Menschenfreundlichkeiten dort zu wirken begännen, wo die Politik und die Wirtschaftssysteme unseres überzivilisierten Jahrhunderts nichts erzielten, wo alles, was sie zurücklassen, Ruinen sind und Not und Tod und Haß?

Wir Katholiken sind nicht so weltfremd, daß wir behaupten, mit einer wahren Marienandacht im Herzen aller Menschen sei jedes unserer großen Weltprobleme sofort gelöst. Wir wissen schon, vor welchen Mauern das zwanzigste Jahrhundert steht. Wir wissen aber auch, daß wahrer Mariengeist im Herzen der Christen vieles bändigen würde, was gar nicht da zu sein und mit neuen Plagen beladen zu werden braucht. Es könnte vielen doch etwas besser gehen, es würden viele doch etwas mehr Liebe finden, wenn wir weniger Kinder unseres vermaterialisierten Zeitalters und viel mehr Kinder des Geistes Mariens wären.

Der „Katholik Digest" hielt vor nicht langer Zeit eine Umfrage, die sich mit dem Bekehrungseifer der Christen Amerikas befaßte. Diese Untersuchung ergab ein zu Denken gebendes Resultat. 72 Prozent der Katholiken der Vereinigten Staaten gaben an, noch niemals versucht zu haben, einen Menschen für den Glauben zu gewinnen. Von den übrigen 28 Prozent hatten 17 Prozent Erfolg im Bekehrungswerk, neun Prozent hatten keinen Erfolg, und zwei Prozent wissen nicht, ob sie etwas erreicht haben. Im Gegensatz zu den Katholiken zeigen die Antworten der nichtkatholischen christlichen Gemeinschaften, daß 59 Prozent ihrer Leute Bekehrungsversuche gemacht haben, 43 Prozent sogar mit Erfolg.

Gibt uns dieses „Glaubensbekenntnis" des modernen Christen nicht wohl auch die Antwort auf die Frage, warum wir so wenig Interesse an dem Wohl und Wehe der Neueingewanderten zeigen? Wir machen uns die Lösung wichtiger Fragen doch wohl etwas zu leicht. Der Staat läßt die Neueingewanderten hereinkommen, er soll sie auch versorgen, ist die Meinung vieler. Der Staat bemüht sich auch. Jedenfalls haben wir es noch nicht erlebt, daß da irgendwo in Kanada ein Massensterben aus Hunger unter den Neueingewanderten ausgebrochen sei. Wir haben aber Unfreundlichkeiten gesehen, die der Neuangekommene hier oder da von Alteingesessenen seines eigenen Glaubens und seiner eigenen Sprache hinnehmen mußte. Manchmal waren es die üblichen menschlichen Kreuze, die so etwas verursachten. Andere Male handelte es sich aber doch um grundsätzliche Fragen der christlichen Nächstenliebe, die nicht befolgt wurden. Bitternis blieb zurück.

Liebe ist immer etwas Schweres, sagen wir darum nicht kurz, man könnte hier oder da doch etwas mehr Christengeist und Bereitwilligkeit von den Neueingewanderten erwarten. Soll der Herrgott darüber entscheiden. Wir sollten Liebe schenken – nicht im Herzen anderer zu finden suchen!

Seien wir besonders um das Seelenheil der Neuankömmlinge besorgt. Der Staat sorgt sich, ihnen Arbeit zu geben. Wir Katholiken müssen uns mühen, ihnen Gott und Frömmigkeit zu erhalten. Wir klagen oft, die Neueinwanderer seien zu „unfromm". Andererseits sollten wir aber auch daran denken, daß nur 28 Prozent der Katholiken Amerikas – und in Canada ist es ja ganz gewiß nicht anders – sich darum mühen, Menschen zu Gott zu bringen. Wenn eines Menschen Mangel an Frömmigkeit uns sorgt, dann sind wir doch dazu da, ihm liebend zur Frömmigkeit unserer Vorväter zu verhelfen!

Auch unter den Auswanderern gibt es Frömmigkeit. Wir lesen von einer Gemeinde gläubiger

Mariensamstag

Warum ist der Samstag Maria geweiht?

Von P. Daniel Gruber O.F.M.



Fortsetzung

Willst du Unserer Lieben Frau noch eine recht große Freude bereiten, dann bete am Samstag auch besonders für **die armen Seelen.** Dies, sagt der hl. Alphonsus, ist Maria besonders wohlgefällig, die ja die Königin des Fegfeuers ist und ein inniges Mitleid mit den leidenden Seelen trägt. Es ist eine fromme Meinung, daß Unsere Liebe Frau an jedem Samstage in das Fegfeuer hinuntersteige und die armen Seelen tröste und ihre besonderen Verehrer daraus befreie. Im Zusammenhange mit dieser Meinung steht der im Volke viel verbreitete Glaube, daß an jedem Samstage einmal, und sei es auch nur für einen Augenblick, die Sonne scheine. Warum dem so ist, erzählt kindlich und einfältig ein Gedicht, das ich in einer schönen Marienzeitschrift („Die Monatrosen") einmal fand. Es führt den Titel: **Die Samstags-Sonne** und lautet also:

An jedem Samstag scheint einmal
Der lieben Sonne warmer Strahl;
Großmütterchen hat's mir bewährt
Und auch den Sinn davon erklärt.
Es senket aus der Himmelspracht
Sich alle Freitag in der Nacht
Die Mutter Gottes sanft und gut
In des Fegfeuer's entfachte Glut
Wenn dann die teure Huldgestalt
Hin durch gekühlte Flammen wallt,
So kommt der armen Seelen Hauf'
Faßt ihr Gewand und weint darauf.
So wird von Anfang bis zuletzt
Gewaltiglich ihr Saum benetzt;
Drum, wenn sie wieder heimgekehrt,
Sie rasch ein neus Kleid begehrt.
Das aber, was so naß geweint,
Auslegen, wenn der Tag erscheint,
Die Engel in den hohen Saal
Und trocknen es im Sonnenstrahl.
So muß ja wohl an diesem Tag,
Wie sehr sie sich auch bergen mag,
Zu dienen Unserer Lieben Frau'n
Die Sonne durch die Nebel schau'n.

Also um das Prachtgewand der hehren Himmelskönigin zu trocknen, das bei ihrem Gange durch das Fegfeuer die armen Seelen naß geweint, soll nach frommem Volksglauben die liebe Sonne jedesmal am Samstage scheinen. Aber mehr noch als die Sonne das Kleid der Mutter Gottes trocknet, mehr noch trocknet dein Gebet, das du, lieber Verehrer Mariä, am Samstage für die armen Seelen verrichtest, die Tränen derselben. Darum vergiß nicht auf sie beim Samstagrosenkranz!

Auf einem Armenseelenbild habe ich einmal dargestellt gesehen, wie Engel Rosen auf die in den Flammen befindlichen Seelen hinunterstreuen, während andere Engel vermittelst des Rosenkranzes geläuterte Seelen aus dem wogenden Feuermeer herausziehen. Es ist also hier die Kraft und Wirksamkeit des Rosenkranzgebetes hinsichtlich der armen Seelen recht anschaulich zum Ausdruck gebracht: der Rosenkranz tröstet und erquickt dieselben und hilft mit zu ihrer schnelleren Befreiung.

Die alten Römer schrieben den Rosen eine wunderbare Kraft zu. Sie hielten sie nicht allein bei Lebzeiten in Ehren und bekränzten sich mit denselben, sie wollten auch, daß man ihr Grab damit ziere, wie Plinius bezeugt. Sie meinten nämlich, daß die Geister der Verstorbenen Trost und Erquickung empfingen, wenn die Gräber mit Rosen bestreut wurden. Was bei den alten Römern nur Wahn gewesen, das ist bei uns Christen volle Wahrheit. Die geistlichen Rosen des heiligen Rosenkranzes erquicken und trösten die armen Seelen des Reinigungsortes. Möchtest darum auch du, lieber Leser, denselben recht oft die weißen, roten und goldenen Rosen des freudenreichen, schmerzreichen und glorreichen Rosenkranzes spenden! Insbesondere aber wolle diese Rosen spenden jenen leidenden Seelen, die in ihrem Leben eine besondere Andacht zu Maria getragen ha-

ben. Dadurch machst du dieser eine große Freude; denn wenn sie auch mit allen armen Seelen ein inniges Mitleid hat und sehnlichst wünscht, daß sie so schnell als möglich befreit werden, so versteht es sich doch von selbst, daß sie jene mehr liebt, die auf Erden einst ihre besonders treuen Diener und Dienerinnen gewesen sind. Darum opfere deinen Samstagrosenkranz recht oft auch auf für die armen Seelen der Mutter Gottes. Sie wird es dir vergelten, wenn du selbst auch einmal im Fegfeuer zu den armen Seelen gehörst und dann der Hilfe und des Trostes überaus bedürftig sein wirst. Sie wird dann für dich sein eine wahre Mutter der Barmherzigkeit und wird sich erkenntlich zeigen für das, was du einst an ihren armen Seelen getan.

Vergiß endlich beim Samstagrosenkranz auch derjenigen nicht, die deiner Obhut anvertraut sind und über deren Seelen du dereinst wirst Rechenschaft geben müssen. Empfiehl dieselben recht herzlich und innig dem Schutze der lieben Gottesmutter, insbesondere aber deine Kinder, falls du Vater oder Mutter bist. Gerade der Rosenkranz ist ein überaus wirksames Erziehungsmittel. Eine Mutter die der katholischen Kirche zwei Priester und drei Ordensschwestern geschenkt hat und deren übrige in der Welt lebende Kinder alle brave waren, wurde von einer anderen Mutter, die mit ihren Kindern bereits recht traurige Erfahrungen gemacht hatte, gefragt, wie sie es denn angefangen habe, daß sie mit ihrer Erziehung so gute Erfolge erzielte; ob sie vielleicht recht oft die Rute gebraucht oder sonst ein besonderes Mittel angewandt habe. Die Anwort darauf lautete: „Ich habe dem Rosenkranz mehr zu verdanken als der Rute und anderen Strafmitteln. Täglich habe ich zur Mutter Gottes gebetet, daß sie meine Kinder beschütze und für sie sorge. An jedem Samstage habe ich einen Rosenkranz gebetet in der Meinung, daß meine Kinder treue Verehrer Marias werden möchten, auch habe ich die Kinder zum täglichen Morgen- und Abendgebet angehalten. Selten bin ich genötigt gewesen, die Rute oder andere Zuchtmittel zu gebrauchen. Dem Segen und der Gnade Gottes, sowie der Fürbitte der lieben Gottesmutter habe ich es zu verdanken, daß meine Kinder das geworden sind, was sie jetzt sind."

O, daß doch alle Mütter diese Worte recht beherzigen und ebenso, wie diese brave Mutter, ihre Kinder recht oft und oft der besten aller Mütter anempfehlen möchten, auf daß diese ihren Schutzmantel über sie ausbreite und sie vor allem Bösen bewahre; dann würden viele Mütter wenig über ungeratene Kinder zu klagen haben und mehr Freuden in der Erziehung erleben. Opfere darum, christliche Mutter, deinen Samstagrosenkranz stets auch auf für deine Kinder! Suche sie aber auch dahin zu bringen, daß sie die Mutter Gottes besonders am Samstage recht verehren. Sprich darum öfters zu ihnen davon, wie fromme Christen den Samstag Unserer Lieben Frau zu weihen pflegen und wie sehr diese Andacht der Mutter Gottes gefalle. Lerne sie auch an, daß sie freiwillig am Samstage Maria zuliebe ein kleines Opfer bringen, z.B. einer Lieblingsspeise sich enthalten oder weniger davon nehmen oder sonst ein gutes Werk tun. Lasse sie auch teilnehmen am gemeinschaftlichen Rosenkranzgebete und, wenn sie schon größer geworden sind, dabei auch vorbeten. Zu diesen frommen Übungen sollst du sie aber nur mit Liebe anhalten. Wird so schon dem Kinde frühzeitig die Andacht zu Unserer Lieben Frau am Samstage beigebracht, dann wird sie ihm zu einer lieben Gewohnheit werden und wird es dieselbe nicht leicht unterlassen. auch wenn es älter geworden ist.

(Fortsetzung folgt)

Gott hat dich lieb

**Du bist bedrückt von Zweifel, Sorg und Schmerz,
In Sehnsuchtsqual verzehrt sich schier dein Herz,
Verzage nicht, dich hält ein heilig Band:
Gott hat dich lieb, du bist in seiner Hand.
Was immer auch hinieden dich bedroht
Im Wandel der Geschicke, Not und Tod,
Du hast des ew'gen Lebens Unterpfand:
Gott hat dich lieb, du bist in seiner Hand.
Er läßt dich nicht, er zeichnete mit Blut
Am Kreuz dich in sein Herz voll Liebesglut,
Drum sei getrost, halt jedem Wetter stand:
Gott hat dich lieb, du bist in seiner Hand.**

Antonia Jüngst

Apostolische Konstitution „Exul Familia"

Im vorigen Jahr erschien eine Apostolische Konstitution d.h. eine für die Weltkirche geltende Verordnung des jetzigen Papstes Pius XII., welche der Gewohnheit gemäß mit den Anfangsworten „Exul Familia" d.h. „Familie in der Fremde" zitiert wird. Diese Konstitution nimmt sich eines Zeitanliegens an, nämlich der vielen Menschen, die heute aus verschiedenen Gründen sich gezwungen sehen, die Heimat zu verlassen, um in irgendeinem Lande der Erde Heimat und Brot zu finden.

Das Anliegen des Heiligen Vaters ist begreiflicher Weise ein religiöses. Er sorgt sich um die Erhaltung des Glaubens, der Frömmigkeit und der Sitte jener Menschen, die gezwungen sind, in fremder Umgebung ihre Existenz neu aufzubauen. Der Papst beschränkt sich hierbei nicht nur auf mahnende Worte, auf Belehrung und Anregung, sondern trifft wichtige Bestimmungen, welche das Interesse der ganzen Welt verdienen und zeigen, wie sehr dieses religiöse Anliegen zugleich auch ein allgemein menschliches ist und eine Aufforderung an alle kirchlichen und staatlichen Stellen der gesamten Erde darstellt, diese ursprünglichen Menschenrechte heilig zu halten und zu wahren. Es geht um die muttersprachliche Seelsorge der Ausgewanderten in der neuen Heimat.

Die Konstitution gibt im ersten Teil einen Rückblick auf die Vergangenheit und will zeigen, wie die Kirche immer Hüterin jenes Rechtes der Menschen war, Gottes Wort in der Muttersprache zu hören. Der Heilige Vater stellt zu Anfang fest, daß es immer Aufgabe der Mutterkirche gewesen sei, für die Vertriebenen und Ausgewanderten zu sorgen und genügend Hilfs- und Heilmittel für viele Schwierigkeiten zu geben, damit die Auswanderung nicht „viel mehr zum seelischen Ruin, als zum materiellen Vorteil werde", eine Feststellung, die allen stets lebendig vor Augen stehen müßte, die irgendwie mit der Auswanderung und den Ausgewanderten zu tun haben.

Der Hl. Vater erinnert an die Worte und Taten des hl. Ambrosius, der die hl. Geräte zerbrach um den Gefangenen zu helfen, die Bedürftigen vor Not zu schützen und denen, die in religiöser Gefahr schweben, zu helfen. „Seelen nicht Gold sind zu retten." Er erinnert an das Wort des hl. Augustinus: „Wenn Priester fehlen, wie wird das Los derer sein, die aus dieser Welt als Nicht-Wiedergeborene scheiden oder an die Sünde gebunden sind?" Es wird erinnert an die vielen religiösen Orden, die einstens für die Befreiung der Gefangenen gegründet wurden, an die religiösen Gemeinschaften in der christlichen Welt und besonders in Rom im Mittelalter, an die Hospize, Waisenhäuser, Kirchen und Bruderschaften nationaler Prägung, besonders an die Schulen für Pilger, welche Sachsen Langobarden, Franken und Friesen im 8. Jahrhundert in der Nähe der Apostelgräber gründeten, um den zu den heiligen Stätten Pilgernden zu helfen.

Was die Praxis schon erprobte, nämlich Seelsorge in der Muttersprache, für alle, die in fremder Umgebung leben, bestätigte ausdrücklich das 4. Laterankonzil 1215 mit folgenden Worten: „Weil in den meisten Gegenden, innerhalb derselben Stadt und Diözese Gläubige verschiedener Sprache, die trotz des gleichen Glaubens verschiedene Gebräuche haben, zusammenwohnen, ordnen wir auf das strengste an, daß die Bischöfe dieser Städte und Diözesen dafür sorgen, daß geeignete Priester vorhanden sind, die nach der Eigenart der verschiedenen Sprachen das heilige Opfer für sie feiern, die Sakramente spenden und sie mit Wort und Beispiel belehren." Nach dieser Verordnung hat unsere Kirche bis auf den heutigen Tag gehandelt.

Der Papst geht nun auf die Anstrengung der Kirche im letzten Jahrhundert ein, nachdem er festgestellt hat, daß zu keiner Zeit die Kirche in der Liebe und Sorge für die Auswanderer und Flüchtlinge versagt hat.

Die Konstitution behandelt dann die großen Auswanderungsperioden seit Mitte des 19. Jahrhunderts, als sich besonders günstige Auswanderungsmöglichkeiten nach Amerika aus allen Teilen Europas ergaben.

Die Ehre, die Hilfswerke für die Auswanderer zusammengefaßt und geordnet zu haben, gebührt Pius X. Als Pfarrer schon hat er seine auswandernden Pfarrkinder betreut und als Papst sich mit besonderem Eifer für die Auswanderer eingesetzt.

In der verschiedensten Weise kümmerte sich Pius X. um die religiöse Betreuung der Auswan-

derer, nicht zuletzt durch die Errichtung eines eigenen Amtes für italienische Auswanderer bei der Konsistorial-Kongregation. Auch das Priesterseminar für italienische Auswanderer verdankt Pius X. sein Entstehen. Es hat die Aufgabe, junge Weltpriester in die besonderen Seelsorgsverhältnisse der Auswanderer und Auswandererländer einzuführen, um sie so auf ihre kommende Arbeit vorzubereiten.

Im folgenden werden die Anstrengungen Benedikt XV. erwähnt. Er setzte einen eigenen Prälaten für die seelsorgliche Betreuung der Italiener ein, und 1920 gründete er eine Art italienisches Auslandssekretariat.

Mit gleicher Liebe und Sorge nahm sich Benedikt XV. auch der Kriegsgefangenen an und verordnete, die Ordinarien mögen dafür sorgen, daß den Kriegsgefangenen Priester ihrer Muttersprache zur Verfügung stehen.

Hervorgehoben wird dann das Werk der religiösen Betreuung der Katholiken deutscher Zunge in Italien unter dem Patronat des Erzbischofs von Köln, das dann auch auf Westeuropa ausgedehnt wurde, und das Werk für seelsorgliche Betreuung der Deutschen in Osteuropa und Übersee unter dem Bischof von Osnabrück.

Die Konstitution geht dann auf die Tätigkeit seines Nachfolgers, des Papstes Pius XI. ein. Gleich im ersten Jahre seines Pontifikates nahm er sich der vertriebenen Armenier an, deren elternlose Kinder er sogar in Castel Gandolfo aufnahm.

Pius XII. wurde in eine der schwierigsten Zeiten der neuen Geschichte hineingestellt und erlebte die furchtbaren Schicksale einer modernen Völkerwanderung. Er erlebte Gewaltakte und Herrschaftsansprüche, Rechtsbrüche, Völkerverschleppungen und andere Verbrechen, die nach Worten der Konstitution ältere bei weitem in den Schatten stellten. Nur weniges kann aus der Fülle seiner Bemühungen in der Konstitution erwähnt werden.

Er rief ein eigenes Hilfswerk ins Leben. Die „Commissione soccorsi" der das „Ufficio Informatione Vaticano" zur Auffindung von Kriegsgefangenen und Herstellung der Verbindung mit ihnen folgte. 1944 wurde die „Pontifica Commissione Assistenza Profghi", eine besondere Hilfsstelle für Flüchtlinge und 1945 „Pontifica Commissione di Assistenza" eingerichtet. Da viele Flüchtlinge nicht heimkehren können und deshalb lieber auswandern, gründete der Papst das „Ufficio migrazione" 1946 und schließlich wurde die „Commissio Catholica Internationalis pro Immigrantibus" (ICMC) in Genf ins Leben gerufen.

Wenn man will, daß in der Not der Zeit große Massen aus dem Religiösen die Kraft nehmen zur Anständigkeit und Genügsamkeit, gebe man ihnen Beispiel. Nichts ist infamer und schamloser, als Predigt der Religion aus dem Fenster heraus, vor der Fassade, von Menschen, die selber keine haben. . . . Wird Christentum in uns wieder Glaube und Tat, dann kehren auch wieder die Massen zu Christus zurück.

Carl Sonnenschein

Der Papst geht dann zu dem Anliegen der Auswanderung über, erwähnt seine Briefe und Erlassen an die Bischöfe Amerikas, seine Rundfunkansprachen, in denen er die Staaten, die noch über weite ungenutzte Gebiete verfügen bittet, Flüchtlinge aufzunehmen und ihnen Boden und Brot zu geben. Er verdammt den Nationalismus, der die Grenzen sperrt, befürwortet die Familienauswanderung, beschwört die Senatoren von Nord-Amerika, die Rom besuchten und ermahnt sie die Gesetze für die Auswanderung möglichst weitherzig auszulegen.

Als ganz besonders wichtigen Teil seines Amtes sieht der Hl. Vater die Sorge für die Auswanderer an, daß sie durch Priester derselben Sprache betreut, von ihnen geleitet und gestärkt werden. Er versichert dann, daß er als der gemeinsame Vater der Christenheit es als höchstes Amt seines universalen Apostolates erblickt,die Söhne, die das Land der Väter verlassen, mit besonderem Beistand zu begleiten.

Der II. Teil der Konstitution ist für die Praxis der wichtigste. Er enthält die Richtlinien für die Seelsorge der Auswandernden und Ausgewanderten. Der Papst beauftragt die hl. Konsistorial-Kongregation für alles zu sorgen und vorzubereiten, was der Seelsorge der katholischen Auswanderer dient, ganz gleich wohin sie auch auswandern mögen.

Der Papst fordert die muttersprachige Seelsorge für alle Andersnationalen in jedem Lande, die für kurz oder lang, zum Studium oder zur Gründung einer Existenz in einem fremden Lande weilen. Das Recht auf Priester der eigenen Sprache haben nicht nur die Ausgewanderten, sondern auch ihre Kinder. Mit dieser Bestimmung will der Papst jedem gewaltsamen und übertriebenen nationalistischen Assimilierungsprozeß entgegenwirken. Der Ausge-

Mutter der Barmherzigkeit

Sei Mutter der Barmherzigkeit,
sei Königin gegrüßet,
du klarer Stern, der jedes Leid,
der allen Schmerz versüßet;
zu dir, o milde Mittlerin,
zieht unser ganzes Leben hin.
Zu dir, zu dir bei Tag und Nacht
ruft unser banges Weinen,
laß deines Auges milde Pracht
in dieses Dunkel scheinen;
dein mild verklärtes Angesicht
auf unsere armen Seelen richt!
Ach zeige uns dein liebes Kind,
o beste du der Frauen;
wenn seine Äuglein warm und lind
in unsere Herzen schauen,
dan wandelt sich in Lust das Leid
und aller Harm in Seligkeit.

---

wanderte soll die seelischen Kräfte seines Muttervolkes nicht entbehren, sondern langsam und organisch hineinwachsen in die neuen Verhältnisse. Deshalb soll grundsätzlich dort wo größere Gruppen von Einwanderern leben, ein Priester ihres Volkes und ihrer Sprache unter ihnen sein. Diesem Priester werden besondere Vollmachten gegeben. Er wird in seinen Rechten und Pflichten dem Pfarrer gleichgestellt und hat Anspruch darauf, daß ihm eine Kirche zu ungestörter Ausübung der Seelsorge zur Verfügung gestellt wird.

Um die Seelsorge wirklich fruchtbar zu machen, fordert der Papst besondere Vorbereitung für alle Geistlichen welche als Auswandererseelsorger betätigt werden. Er fordert das Interesse der alten Heimat, die die entlassenen Söhne und Töchter nicht vergessen soll. Priester und Volk sollen mit Gebet und Opfer die Kinder der Heimat in der Fremde begleiten. Um allen diesen Aufgaben gerecht zu werden hat der Papst einen Obersten Rat für die Auswandererseelsorge bei der Hl. Konsistorial-Kongregation gegründet, in dem je ein Vertreter der wichtigsten Aus- und Einwandererländer Sitz und Stimme hat. So finden sich also in diesem Rat Vertreter der wichtigsten Einwanderungsländer: wie Deutschland, Italien, Spanien, Holland und Vertreter der wichtigsten Einwandererländer: wie Brasilien, Argentinien, Chile, Canada, USA, Australien usw. zusammen.

Die deutschen Bischöfe haben dem Aufruf entsprochen durch Gründung des „Katholischen Auslandssekretariates in Frankfurt, das die ausdrückliche Billigung und Anerkennung der obersten Behörde in Rom gefunden hat. Seine Aufgabe ist es, geeignete Priester auszusuchen, die hinausgehen in ferne Länder, um deutschen Katholiken in ihrer Muttersprache das Wort Gottes zu künden, ihnen Freund und Helfer, Tröster und Beistand in den schwersten Zeiten des Beginnens zu sein. Es muß für die materiellen Bedürfnisse der Seelsorge im Ausland aufkommen, die Geistlichen mit der heutigen Literatur, mit den Hilfsmitteln der Seelsorge wie Motorrad, Filmgerät, und ähnlichen Dingen versorgen.

Deutsche katholische Auslandsseelsorge. Eine stets von der Kirche gepflegte und erfüllte Aufgabe, eine Aufgabe, die im stürmischen Aufbruch unserer Zeit für den Strom der wandernden, von der Heimat vertriebenen, neue Heimat suchenden Menschen von unübersehbarer Bedeutung geworden ist. Noch ist sie nicht recht bekannt, noch nicht „populär" geworden im katholischen Volke.

Und doch muß sie in das Bewußtsein der Katholiken in der Heimat als hohe Verpflichtung eingehen, so wie die Heimat die Heidenmission und das Bonifatius-Werk für die Diaspora als selbstverständliche Verpflichtung längst erkannt hat. Es geht darum, den ausgewanderten Brüdern und Schwestern die Kraft des hl. Opfers, den Segen des Priesters, den Trost der Sakramente zu sichern. In fremder Umwelt unter andersgearteten Umständen ist es schwer, stark im Glauben und christlicher Lebensart zu bleiben, wenn Sonntags keine Glocke zum Gottesdienst ruft und kein deutsches Marienlied zum Herzen dringt.

In der Konstitution ist also an das deutsche Volk die ernste Mahnung gerichtet, zu helfen, daß jene, die in fremde Länder auswandern, durch deutsche Priester seelsorglich betreut werden.

Damit ist die Konstitution nicht nur ein Zeugnis religiöser Sorge, sondern auch menschlichen Verständnisses, ein Aufruf, menschliche Liebe und Weitherzigkeit über nationalen Egoismus und Enge zu stellen.

Das ist die Absicht der Apostolischen Konstitution Exul Familia: „Der Familie in der Fremde soll die Heimat im Glauben bewahrt werden."

* * *

Der Friede ist das Meisterstück der Vernunft.

Ein Stürmer der Unbefleckten Jungfrau

P. Joseph Schneider, O.M.I.

Im Paradies hat die Mutter des Erlösers ihre weltgeschichtliche Rolle empfangen, Sie sollte Führerin sein im Heere des Lichtes. Überwinderin des Teufels, den die Stammeltern in die Welt gelassen hatten. Siegreiche Kämpferin gegen die organisierten Legionen der Gottlosen.

Kraft dieser gottgegebenen Aufgabe greift sie zu allen Zeiten ins Weltgeschehen ein. Bisweilen tut sie es persönlich in außerordentlich-wunderbarer Weise, wie in Lourdes (1858) und in Fatima (1917). Meistens verbirgt sie sich hinter menschlichen Werkzeugen, geheimnisvoll, so wie der Herrgott selber seine Pläne durchführt. Dabei wählt sie sich bald stille Dulder, die sich unmerklich wie Votivkerzen langsam in ihrem Dienst verzehren. Solch einer war der Oblatenbruder Anton Kowalzcyk in Edmonton, Alberta (1866–1947). Bald greift sie zu rastlosen Stürmern. Sie nehmen ihr Lilienbanner in die Hand und rasen voran wie ein Präriefeuer zum schlagartig erkannten Ziel. So ein Draufgänger war der Franziskanerpater Maximilian Kolbe in Polen (1894–1941).

Warum fiel ihre Wahl auf ihn? Es war kein bloßer Zufall. Der Himmel sucht sich seine Kämpfer fast immer dort, wo man ihm unfehlbare Mitarbeit und durchschlagenden Erfolg verspricht.

Wie hatte sich Portugal ihre Erscheinung verdient? Durch auserlesene Treue der Landbevölkerung zu ihr! Durch Jahrhunderte hatten deren Mädchen ohne Ausnahme ihren Namen getragen. Entfernungen von Ort zu Ort wurden nicht bemessen nach Meilensteinen sondern nach der Zahl der Rosenkränze, die es nahm sie zurückzulegen.

Die Erwählung Maximilians geht auf ähnliche Gründe zurück. Sie sollte eine dankbare Anerkennung sein für den Orden, dem er einmal angehören sollte. Die Franziskaner hatten seit den Tagen ihres Stifters (1220) unermüdlich die Unbefleckte Empfängnis gepredigt und verehrt.

Sie sollte eine Auszeichnung sein für ein beispielhaft christliches Familienleben. Maximilian hatte die Marianische Begeisterung mit der Muttermilch in sich eingesogen. Zwei seiner Brüder ergriffen den geistlichen Stand. Die Eltern trennten sich nach langen Jahren glücklichen Ehelebens und folgten den Kindern. Der Vater verpflichtete sich dem Seraphischen Orden; die Mutter den Schwestern des hl. Benediktus.

Weiterhin bot auch Maximilian durch seine glänzende Begabung eine einzigartige Bürgschaft für Ausführung des Berufes, für den die Himmelskönigin ihn ausersehen. Sie brauchte einen Schlachtendenker für die tätliche Umsetzung ihrer zeitgeschichtlichen Pläne. Sie schaute in die Zukunft. Was sah sie da? Polen, eine der stärksten christlichen Mächte, überrannt von Ost und West. Die gläubige Bevölkerung zwischen den Mühlsteinen! Ihre heiligsten Güter in den Staub getreten! Eine grauenhafte Glaubensprobe für die weitesten Schichten! Sollte sie bestanden werden, dann mußte man sie vorbereiten. Durch Massenbeeinflussung und Massenbelebung unter dem Einsatz aller erdenklichen Mittel. Maximilian mit seinen herrlichen Talenten bot dafür die sicherste Gewähr. Seine Lieblingsfächer waren Mathematik und Physik. Seine wunderlichen Einfälle auf diesem Gebiet wurden der Schrecken seiner Lehrer. Schon von Kindesbeinen an betätigte er sich als Erfinder, Plänemacher, Feldherr und Stratege. Befaßte sich mit phantastischen Ausflügen in den Sternenraum. Zeichnete Befestigungen gegen Eroberungsversuche kämpfender Heere. Dabei sprühten seine Gehirnzellen wie Schmiedeeisen unter dem Hammer. Seine Gedanken jagten sich wie fliegendes Wettergewölk. Er beobachtete fieberhaft die zeitgenössischen Erfindungen in der Technik. Es quälte ihn das feurige Verlangen nach ihrer großzügigen Ausbeutung für den Ausbau des Reiches Gottes auf Erden. All diese Erwägungen leiteten die Unbefleckte, ihr Augenmerk auf ihn zu lenken.

Noch war er ein Kind wie andre Kinder, voll sprudelnden Lebens und lustiger Streiche. Eines Tages war er wieder einmal schlimm, sehr schlimm gewesen. Die erregte Mutter schlug wie hilflos ihre Hände überm Kopf zusammen und rief: „Was wird wohl noch aus diesem Bengel werden!?" Diese Klage machte tiefen Eindruck auf des Knaben kindliches Gemüt. Er nahm sie sich zu Herzen. Schleppte sie mit sich zum Herrgottswinkel, wo re-

Blühende Tage

Und alles wird wieder ein Traum!
Es fassen die drängenden Stunden
Das schwellende Leben kaum!
Die Ströme rauschen im Tale,
Die Quellen murmeln im Sand
Von Wundern hinter den Bergen,
Von Städten unbekannt!
Der Wind geht durch die Gärten
Auf samtenen Blütenschuh'n,
Und Lerchen und Nachtigallen
Können vor Singen nicht ruhn!
Ein Ton schwingt auf und nieder,
Klingt selig fern und nah:
Das Lied vom segnenden Leben,
Das wieder der Erde nah!

Marianne Spitzler

---

gelrecht an drei Tagen der Woche bunte Lichtlein brannten. Zum Bild der Allerseligsten aufblickend wiederholte er mit Tränen in den Augen: „Ja, was wird einmal aus mir werden?" Unerwartet schnell erhielt er die entscheidende Antwort. Es war ihm als streckte die Jungfrau ihre Arme nach ihm aus. Ihre Hände boten ihm zwei Kronen dar: die eine weiß wie Kirschenblüten, die andre rot wie Blut. Wie im Traum griff er danach und machte sie sich zu eigen: die jungfräulich-ungeteilte Liebe im geistlichen Stand und für das Ende seiner 47-jährigen Erdenpilgerfahrt, den Märtyrtod für seine Brüder.

Das Bild der Unbefleckten Empfängnis wird ihm von nun an zeitlebens vor der Seele schweben. Er stellt sich ihr restlos zur Verfügung; wird ein willenloses Werkzeug in ihrer starken Hand. Ihre wundertätige Medaille wird er massenweise überall verteilen. Ihre Farben, blau und weiß, werden seine Zeitschriften und Flugblätter zieren, mit denen er seine Heimat und den Erdkreis überschwemmen wird. Ihre Statue wird er aufstellen an allen Stätten seines Wirkens als himmlische Garantie seiner rastlosen Sieghaftigkeit: in den Schlafstuben und Speisehallen, über dem Eingang seiner Drukkerstadt, in den Bureaus, zwischen den stampfenden Dieselmotoren und klappernden Pressemaschinen. Sie und ihre Ideale wird er verkünden in weitausgreifendem Apostolat.

Schon in seinen Römischen Studienjahren machte er sich ans Werk. Mit nagender Trauer beobachtete er die religiöse Halbherzigkeit so vieler Scheinchristen. Das Jahr 1917 brachte die Wiederkehr des 200jährigen Gründungstages der Freimaurerei. Es führte ihm in öffentlichen Aufzügen den unversöhnlichen Haß der Kirchenfeinde vor die Augen. Es reifte in ihm den Plan, die Miliz der Unbefleckten ins Leben zu rufen. Er redet davon; macht zaghafte Versuche zu ihrer Verwirklichung. Findet wenig Anklang und Unterstützung.

Eins ist ihm klar: er braucht Männer von Qualität! Darauf wird er drücken, das wird er erzwingen. Was nützt ihm eine Bruderschaft mit rheumatischer Schwere in den Gliedern?! Eine Vereinigung ohne flammende Begeisterung in ihren Reihen?! Leben muß sie haben. Eroberungswillen. Mut und Entschlossenheit zum Vorwärtsstürmen! Da aber hilft nur eins. Die Liebe zu Gott muß auf den Leuchter gehoben und in den Herzen entzündet werden. Wie eine brennende Fackel wird er sie vorantragen. Wie ein Feuerbrand muß sie alles erfassen. Erst die wenigen, die er um sich sammeln wird. Dann die vielen! Die Tausenden, die Millionen und zuletzt die ganze Welt! Das Schüren der Liebesflamme wird das Geheimnis seines Wirkens sein.

Was er in Rom begonnen, hat er nach seiner Priesterweihe (1919) in Krakow fortgesetzt. Zuerst war's nur ein kleiner Kreis von Männern und Frauen. Aber bald wurden die Verhältnisse zu klein. Mit Erlaubnis seiner Obern verlegte er alles nach Grodno. Dort boten ihm die weiten Räume eines alten Franziskanerklosters die Möglichkeit zur weiteren Entfaltung. In Niepokalanow bei Warschau (1927) sprengte sein Unternehmen vollends alle Fesseln.

Welcher Unterschied! Am Anfang besaß er nur eine alte krächzende Druckmaschine. Mit Füßen und Fäusten mußte er sie erarbeiten. Nun baute er eine Druckerei-Centrale mit der modernsten Betriebsausstattung.

Anfangs druckte er nur „Die Miliz" als kleines Monatsblättchen in winziger Auflage. Aber es reckte sich und wuchs. Wuchs von ein paar Dutzend auf einige Hundert. In Grodno wurden es 12,000 im Jahre 1924; 30,000 in 1925; 45,000 in 1926.

In Niepokalanow brachte er es 1927 auf 50,000 zahlende Abnehmer; 1931 auf 432,000; 1939 auf 1 Million.

Ein fabelhafter Fortschritt! Und doch befriedigte er ihn nicht. Hinzu trat „Der kleine Ritter der Unbefleckten" für die Kinder. Später „Das kleine

Journal" (Tageblatt) als tägliche Rundschau für alle Teile der Bevölkerung. Zuletzt, auf Lateinisch, „Der Kämpfer der Unbefleckten" für die Priesterstudenten und den Klerus der ganzen Katholischen Welt.

Es trieb ihn nach Indien zur Verdoppellung und Verdreifachung seines Unternehmens. Überall derselbe Siegerwille und derselbe großartige Erfolg. Und schon träumte er von der Errichtung eines Radiosenders, der Schaffung einer katholischen Filmkolonie, der Anlage eines erstklassigen Flugplatzes in seiner Lieblingsgründung bei Warschau. Durch Luftverkehr wollte er die riesigen Massen seiner Druckereierzeugnisse absetzen und auf demselben Weg mit seinen weitgelegenen Zweigabteilungen in lebendiger Verbindung stehen.

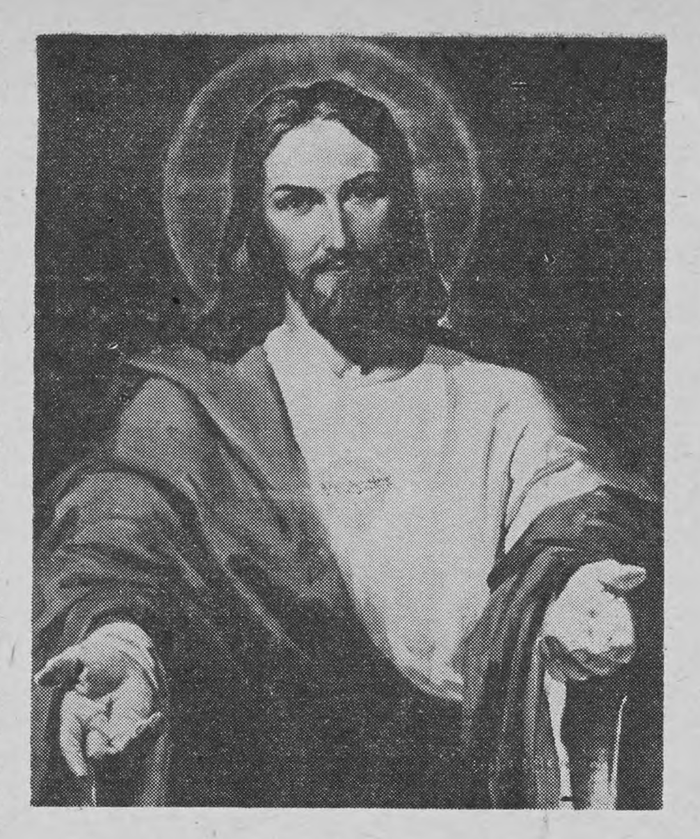
Mit Staunen und Ergriffenheit stehen wir vor dem gewaltigen Wollen und Planen dieses Mannes. Weder die Gleichgültigkeit der Ordensgenossen noch die geifernde Eifersucht der Generalanzeigerpresse konnte das kraftstrotzende Werk seiner Entwicklung hemmen. Es nahm den zweiten Weltkrieg mit seinem Bombenregen und dem grimmigen Haß der Gestapo, um es zum Stillstand zu bringen. Dabei war Pater Maximilian eine körperlich kleine Gestalt, zeitlebens von der Schwindsucht bedroht. Schon 1919 hatten die Ärzte dem 25jährigen nur noch 3 Monate versprochen. Wiederholt mußte er längere Zeit in der Lungenheilanstalt verbringen.

Wo rauschten die Quellen seines ungeheuren Tatendranges?

„Das Licht, das in der Seele flammt,
Das leuchtet sehr und zündet mehr
Als hundertausend Kerzen!"

Gewaltige Liebe loderte in seiner schwachen Brust. Hatte er nicht darum seine Mutter gebeten, ehe sie sich ins Heiligtum des Klosters zurückzog? „Erbitte mir ein großes Wachstum in der Liebe, schnell und grenzenlos!" Himmlische Liebe war es, die er predigte, der er das Wort redete, die er wie eine Sonne über seinen Gründungen aufleuchten ließ. Liebe ohne Grenzen, Liebe ohne Maß! Die aber führt von selber zur Vereinigung, zur tiefen Freundschaft, zur seelischen Verschmelzung, zu unermüdlichem Wettbewerb im Guten.

Von ihm sprang der Funke über auf seinen Stab, seine Bruderschaft, die mit ihm in hl. Wetteifer schaffte, schwitzte und hungerte. Er reorganisierte das Laienbrüdertum in der polnischen Franziskanerprovinz. Führte es zu den Idealen des hl.



Mein Gott und Erlöser, ich verehre dein heiligstes Herz, denn es ist der Sitz und die Quelle all Deiner menschlichen Teilnahme und Barmherzigkeit mit uns Sündern. Es ist Werkzeug und Mittelpunkt deiner Liebe. Es schlägt für uns, es sehnt sich nach uns, es litt für uns und unser Heil, es brannte vor Eifer, daß Gottes Ehre in uns und durch uns geoffenbart werde. O heiliges Sinnbild und Geheimnis der Liebe in ihrer Fülle –. Du hast mich erlöst durch deine göttliche Kraft und Deine menschliche Liebe.

J. H. Kardinal Newman

* * *

Franziskus zurück. Entriß es der menschlichen Entfremdung, der es verfallen schien. Überbrückte die Kluft zwischen Priestern und Handwerkern in der Klostergemeinde. Er verband väterliche Autorität mit mütterlichster Besorgtheit in ihrer Betreuung. Unerschöpfliche Ermutigung und Freude goß er in ihre Seelen. Jede Nacht wanderte er durch ihre Schlafgemächer, zog wo immer nötig die Bettdecken über sie, um sie gegen Erkältung zu schützen. Die Kranken verwöhnte er durch geradezu ver-

schwenderische Aufmerksamkeit.

Der Ruf davon drang in die Öffentlichkeit auf den Flügeln des Gerüchtes. Ein Abglanz davon spiegelte sich im gedruckten Worte seiner Schriften. Die Folge davon war ein unerhörter Andrang von Berufen zu seinem Wirkungskreis. Jedes Jahr erreichten ihn 1,800 Anfragen um Zulassung zum Noviziat. Nur einer kleinen Zahl konnte er die Aufnahme gewähren.

Bei jedem Tischgebet wiederholte er mit seinen Brüdern den Vers des Lieblingsjüngers: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt der bleibt in Gott und Gott in ihm." Liebe wurde aber nicht nur von ihm verkündet, sie wurde auch geübt in all ihren Verästelungen und Verzweigungen. Sie drängte sich hinein in Wort und Werk.

Die betende Liebe: Es war erschütternd schön, ihn mit seinen 375 Brüdern in Niepokalanow beten zu hören. In der Kirche beim regelmäßigen Gottesdienst. Bei der ewigen Anbetung. Bei den Novenen, die der ersten Entsendung seiner Hefte und Zeitungen vorangingen. In den Werkstätten. Im verlausten Gefängnis von Amtitz und im Todeslager von Auschwitz.

Die schaffende und opfernde Liebe: Tag und Nacht ging es voran in abwechselnden Schichten, ununterbrochen, voll rührender Schaffenslust.

Die duldende und leidende Liebe: Das Gespenst der Armut schlich gewohnheitsmäßig durch Küche und Keller. Boshafte Befehdung meldete sich von draußen. Unmenschliche Feindseligkeit umbrandete sie im Konzentrationslager.

All diese Opfer, Prüfungen und Drangsale fanden sie wie eine fest geschlossene Mannschaft, wie eine Sturmtruppe, ein Kampfbataillon. Nicht militärisch zusammen gezwungen durch Knebelung des Verstandes, der Persönlichkeit, der Gotteskindschaft. Sie standen zusammengeschweißt —

wie die 40 Märtyrersoldaten auf dem gefrorenen See bei Sebaste in Armenien;

wie die 7 Brüder um ihre Schmerzensmutter in der Machabäerzeit;

wie die ersten Blutzeugen im Römischen Kolosseum. Was sie zusammenhielt war derselbe Glaube,

dasselbe Bewußtsein der Gottangehörigkeit;

dasselbe Wollen für Christi Reich;

dieselbe Hingabe.

Derselbe Herzschlag war's, dasselbe Leben!

Maximilian's ganze Größe flammte noch einmal auf am Ende seines Lebens, so wie die Sonne beim Aufgang am Morgen die Sterne verscheucht und allein in strahlender Majestät am Himmel bleibt, so lenkte er in zwei letzten überwältigenden Auftritten die Augen aller Welt auf sich.

Schon einmal war er mit einer guten Zahl seiner getreuen von der Geheimpolizei festgenommen und wieder losgelassen worden. Bald aber folgte die endgültige Verhaftung. Naturgemäß konzentrierte der Gefangenenaufseher seine ganze Abneigung gegen alles Kirchliche auf ihn. Mit hönischem Mitleid betrachtete er den kleinen Mann im Gewand des Armen von Assisi. Er griff nach dem Rosenkranz, der an seiner Seite hing. Fragte im Tone unermeßlicher Verachtung: „Glauben Sie an diesen Schund?" Maximilian antwortete: „Ich glaube." Es brachte ihm einen Faustschlag ins Gesicht, der ihn auf die Erde niederstreckte. Mühsam richtete er sich wieder auf. Doch alsbald drang die zweite Frage auf ihn ein: „Glaubst du auch jetzt noch?" Er erwiderte mit derselben Entschiedenheit: „Ja, ich glaube!" Es verwandelte seinen Bedränger in

ein wildes Tier. Mit beiden Fäusten boxte er sein Opfer nieder. Blau und blutig und mit geschwollenem Antlitz schaffte sich der Pater wieder auf die Füße. Erneut brüllte es ihm in die Ohren: „Glaubst du immer noch?" Dieselbe ruhig-feste Erklärung kam darauf zurück: „Ja, immer noch!" Es brachte seinen Gegner außer sich vor Wut. Wie ein Dämon schlug er auf ihn ein, warf sich mit seinem ganzen Körpergewicht auf ihn und trampelte auf ihm herum als wollte er ihn zermalmen. Es änderte keinen Deut an der Überzeugung des Bekenners: „Ich glaube immer noch!" Ein erschütterndes Schauspiel, das Himmel und Erde entzückt.

Der zweite Auftritt war ein feierlicher Hochgesang auf's Priestertum, diesmal in der Sträflingsjacke. Die Gelegenheit dafür bot sich von selber im Vernichtungslager von Auschwitz. Eines Tages wurde wieder einmal eine Gruppe der Insassen zum Hungertod in den unterirdischen Kellerhöhlen verdammt. Die Bedauernswerten jammerten um Ergebung in ihr entsetzliches Los. Einer besonders machte seiner Beklemmung Luft in leidensschwerem Stöhnen. „O du mein armes Weib", rief er, „und ihr meine armen Kinder! Ich werd euch im Leben nie mehr wiedersehen." Es griff Pater Kolbe in die Seele. Kurzentschlossen trat er vor den Kommandanten hin: „Laß diesen Menschen leben und töte mich!" So etwas war dem Henker noch nie vorgekommen; es brachte ihn fast außer Fassung. „Wer sind Sie?, fragte er. „Ich bin ein Priester!" „Und Sie wollen sterben?" „Ja. Ich habe keine Familie zu ernähren. Auch bin ich schon immer krank gewesen und fühle mich am Ende meiner Kraft. Besser ist's, ich sterbe als der andere!" Die Nummern auf der Liste wurden ausgewechselt und der traurige Zug bewegte sich zur Folterkammer hin. Die eisernen Riegel fielen hinter ihm ins Schloß.

Unter gewöhnlichen Umständen füllte Heulen und Fluchen das trostlose Verließ. Diesmal war es anders. Pater Maximilian's Gegenwart machte es zu einer Kapelle und einem Wartesaal des Himmels. Wie ein Fels in der Meeresbrandung ragte seine priesterliche Figur inmitten der Verdammten. Er ermutigte sie. Sang und betete mit ihnen Tag und Nacht bis zum Aufgebote seiner letzten Kraft. Bis einer nach dem andern dahin sank und dem Schlummer der Bewußtlosigkeit verfiel. Eine Giftspritze blies ihm dann den Lebensodem aus.

Eine Woche verging und es regte sich keiner mehr. Nun kam die Reihe auch an ihn. Wie betäubt ließ er sich in die Ecke zum Sterben nieder. Als der Henker eintrat mit der tödlichen Nadel in der Hand, streckte er ihm mannhaft und mit überirdischem Lächeln seinen Arm entgegen. . .

Tapfer ist der Drachensieger,
tapferer der Löwenzwinger,
am tapfersten, wer sich selbst bezwang!

Es war ein Sieg der totalen Gottesliebe über die schwarze Brutalität des totalen Egoismus. Ein strahlender Triumph der Immakulata über die tobenden Mächte der Hölle.

Wie wunderbar hat sie doch ihren Plan an ihrem Schützling durchgesetzt! Wie glorreich ihm überall im Leben durchgeholfen! Seinen kindlichen Leichtsinn verdrängte sie durch reifen Lebensernst. Auftauchende Zweifel am geistlichen Beruf verscheuchte sie wie herbstliche Nebelschwaden. Seinen leiblichen Zusammenbruch verhütete sie immer wieder mit königlicher Geste.

Dauernde Armut und Geldknappheit machte sie ihm zu fröhlicher Selbstverständlichkeit.

Die unglaublichen Anfangsschwierigkeiten der Missionsländer (Japan und Indien) bewiesen ihm handgreiflich ihren mütterlichen Schutz.

Die unerträgliche Zwangsarbeit der Gestapo und Peinigung mit Lederriemen wandelt sie ihm in ein unentbehrliches Bedürfnis.

Durch die Qual der Folterkammern brachte sie das Meisterwerk seiner Umwandlung zur strahlenden Vollendung.

Sie siegte durch ihn und er durch sie. Wer konnte daran zweifeln, daß sie, die Unbefleckte, auch die starke Jungfrau ist!

* * *

„Wie ich die allerseligste Jungfrau liebe! Wie ich ihr Lob gesungen hätte, wenn ich Priester wäre! Sie ist nicht nur unnahbar, nein, sie ladet zur Nachfolge ein . . . Sie ist tausendmal mehr Mutter als Königin!"

St. Theresia vom Kinde Jesu

• • •

Kein Heiliger ist leichter nachzuahmen als Maria. Ihr Leben war gewöhnlich, verborgen, arbeitsvoll und gottliebend. Gibt es hier auf Erden wohl einen Menschen, der mit Gottes Gnadenhilfe der Gottesmutter in diesen Dingen nicht nachfolgen könnte?

Boylan

Die Madonna der Fische

von Felix Timmermans

Speckzehe, der Fischer mit dem feuerroten Gesicht und dem weißen Stoppelbart, hatte die silberne Madonna aus der kleinen, ginenblauen Glaskapelle in der Beginenstraße gestohlen.

Ach, es war so schnell gegangen, sie lag in seinen Armen, fast ehe er es wußte, als ob sie ihm hineingesprungen wäre.

Jeden Tag, wenn er mit seinen Netzen an die Nethe ging, betete er vor der Madonna drei Ave-Maria um einen guten Fang.

Und während er nun wieder dastand in der Abenddämmerung und betete, sah er die Glastür ein wenig offen stehen. Wahrscheinlich hatte die Nonne, die das silberne Standbild mit frischen Blumen zu versorgen hatte, vergessen, die Türe wieder zu schließen.

Speckzehe spähte, während er betete, mit seinen wimperlosen Äuglein schlau nach rechts und links. Keine Seele war auf der Straße, nichts als ein mageres weißes Hündchen, das schnüffelnd in der Gasse lief. Speckzehes Gedanken wurden durchblitzt von all dem weißen Silber, das man nur zu nehmen brauchte. Dann würde er nie mehr zu arbeiten haben und könnte alle Tage Fleisch essen.

„Du bist gebenedeit unter den Weibern", wupp! Speckzehe sprang in die Höhe, und ach, es war schneller geschehen, als er dachte, die Madonna saß unter seinem Fischriechenden Rock.

Erst wollte er damit nach Hause gehen, aber die Frau und die Kleinen würden es schnell ausplappern, und so ging er dann zu seinem Kahn an die Nethe.

Er spürte schon große Reue über die Tat und stammelte unterwegs: „Du Dieb, du Dieb! Mußte ich dafür so alt werden!"

Er hatte große Lust, das Bild zurückzubringen. Aber wenn man ihn nun erwischte, wie er es wieder in die Kapelle stellte! Wenn er auch sagen würde, daß er es auf dem Wall gefunden hätte, man würde ihm nicht glauben, man würde ihn ausquetschen mit Fragen, und zwei Jahre könnte er dann im Gefängnis sitzen. Aber er mußte das Bild loswerden, da half nun alles nichts.

Er wollte es irgendwo im Feld verlieren, man würde es finden, und dann war alles wieder in Ordnung. Und er war schon drauf und dran, das zu tun, als er plötzlich stehenblieb und sagte: „Aber im ganzen Leben tu ich's nicht! Wenn der Finder sie einschmilzt in einem Tiegel und in Antwerpen für viel Geld verkauft, dann hätte ich es gestohlen, und ein anderer hätte den Nutzen davon! Im ganzen Leben tu ich's nicht!"

Und er kehrte mit der silbernen Madonna wieder um, zur Nethe, über der der Mond aufging.

Er stieg in einen halbverfaulten Kahn, fuhr eine kleine Strecke flußaufwärts bis hinter den Beginenhof und ließ das Bild bei den zwölf flüsternden Pappeln, gerade vor der dritten Pappel, ins Wasser sinken.

„Ich werde es später einmal heraufholen, dann sind wir reich", sagte er, wie erleichtert und befreit von der Furcht, nun er die Madonna nicht mehr sah und fühlte. – Das Herausholen später war eine Kleinigkeit für ihn.

Speckzehe konnte nicht das kleinste Stückchen schwimmen, aber was er konnte, das war unter dem Wasser gehen, von einem Ufer zum andern. Das hatte er oft genug gemacht, früher, als er noch keinen Kahn hatte. Um dann heimwärts keinen Umweg über die Brücke machen zu müssen, stieg er einfach ins Wasser, spazierte drunten durch und kam am anderen Ufer wieder herauf, bequemer noch, als wenn er durch Nebel gegangen wäre.

Und mit neuem Mut begann Speckzehe an demselben Platz zu fischen. Er ließ das Netz hinunterrollen und wartete, während er in den Mond blickte.

Und dann zog er es auf. Aber, o ihr Meergötter! Was war denn das? Speckzehe zog und zerrte an dem Netz und kriegte es nicht herauf; es war zu schwer, als ob eine Kanone darinnen läge. Der Kahn kippte fast dabei um.

„Meine Netze! meine Netze!" rief er, und aus Angst, seine Netze zu verlieren, krampfte er alle Kräfte zusammen, alle Muskeln spannten sich um die zitternden Knochen, die Adern platzten fast, sein dünner Bauch wulste sich, und er zog und zog. Endlich – da glitzerte im Mondenschein sein Netz, bis an den Rand gefüllt mit zappelnden, klatschenden Fischen!

Speckzehe schrie auf vor Freude, die Beine zitterten ihm, und er schöpfte all die Fische in den Kahn, so viele, daß wohl vierzig Pfund von dem Haufen wieder ins Was-

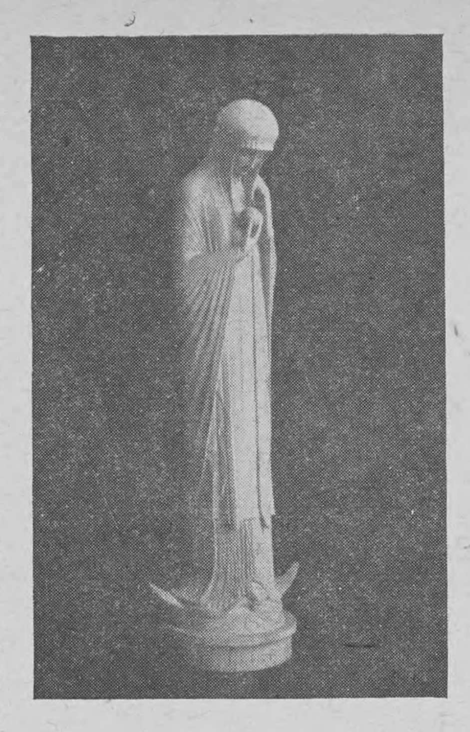
ser glitschten. „Träume ich nun, oder werde ich verrückt?“ lachte Speckzehe. Toll vor Glück und Gier, aber mehr noch, um sich selber zu überzeugen, ließ er das Netz wieder ins Wasser sinken, zog es sofort wieder hoch, und siehe da: von neuem ein Netz voll mit allerhand Fischen! Keine kleinen Krabben, wißt ihr, sondern feine Ware. Aale wie Schlangen, Hechte wie Schenkel, und Karpfen, die einen Bauer vom Pferd stoßen könnten.

„Jetzt trau' ich meinen eigenen Augen“, sagte Speckzehe. Aber es war kein Platz mehr im Kahn, und es blieb ihm nichts übrig, als das Netz zurücksinken zu lassen. „Das müssen die zu Hause sehen!“ Er band den Kahn an der Pappel fest, schöpfte als Beweis einen Eimer voll Fische und lief nach Haus, wo er ausgelassen an die Tür polterte.

Frau und Kinder lagen schon zu Bett. Seiner Frau, die ans Fenster kam, rief er zu: „Schnell, schnell einen Handwagen! Ich habe einen ganzen Kahn voll Fische! So was ist noch nicht dagewesen! In einem Zuge einen ganzen Kahn voll armdicker Aale, Hecht, und Barsch und Tarbutt! Und es gibt noch mehr Fische dort! Die Nethe schwillt davon an! Rasch einen Handwagen her!“

Gleich waren die sonst so faulen Jungen fertig. Viele Leute aus dem Gäßchen, die der Lärm geweckt hatte, liefen mit nach der Nethe, und Nachtschwärmer, die aus einer Versammlung oder aus den Wirtshäusern kamen, liefen hinter dem rasselnden Handwagen her.

Und da sahen sie es. Ein ganzer Kahn voll Fische, schöne Fische! Und Speckzehe zog mit Hilfe seiner Söhne noch drei volle Netze in die Höhe, bis der Hand-



wagen die Beute nicht mehr fassen konnte.

„Morgen kommen wir wieder“, rief Speckzehe. „Und morge wird der Fisch gleich verkauft! Wir machen Geld wie Heu! Jetzt können wir ein neues Bett kaufen und einen neuen Küchenschrank! Wir können Bock springen über den Fischhaufen wie über einen Heuschober.“

Am andern Tag, nach dem vorteilhaften Verkauf der Fische, waren alle im Haus betrunken wie die Schnapphähne und zogen tanzend hinter einem Harmonikaspieler her.

In der Dämmerung tutete der Zeitungsverkäufer auf sein Horn und rief: „Lest die ‚Laterne von Antwerpen'! der große Fischfang in der Nethe und der große Diebstahl der silbernen Madonna!“ In der Zeitung stand zu lesen, daß der Herr Verschaeren, genannt Speckzehe, wohnhaft Storchhalsgäßchen 3, sechshunder Pfund Musterfische in der Nethe gefangen hatte. Und über das Verschwinden der silbernen Madonna wußte das Blatt zu vermelden, daß man den Dieben auf der Spur sei.

Andere Fischer, die gewöhnlich weiter unterhalb an der Nethe saßen und gestern nicht einmal ein Weißfischchen gefangen hatten, versuchten es heute auch einmal bei den zwölf Pappeln, und jeder Zug brachte ein volles Netz. Die Nachricht von dem Fischwunder lief wie ein Bächlein in alle Häuser. Das ganze Städtchen ging an die Nethe, um zu schauen.

Alles strömte herbei, aus Palästen und Armeleutegassen, und die Deiche waren schwarz von Menschen. Viele rannten nach Hause, um Eimer, Körbe, Bütten und Schiebkarren zu holen. Überall war ein emsiges Fischschöpfen aus dem Nethewasser bei den zwölf Pappeln, und wer keinen Eimer oder kein anderes Schöpfmittel bei sich hatte, fing die Fische einfach im Hut oder in der Mütze. Das Sonderbarste an dem Fall war, daß gleich hinter den Pappeln auch kein Schwänzchen Fisch zu fangen war. Speckzehe, der gehört hatte, daß nun andere an seinem Platz beim Fischen waren, kam mit der ganzen betrunkenen Familie fluchend herbeigetorkelt und wollte jeden Fischenden verjagen, aber er wurde schlankweg ausgelacht. Das Wasser war für alle da! Und alle miteinander, selbst die Allerreichsten, machten einen Zug, und an diesem Abend und in dieser Nacht und am nächsten Morgen wurden so viel Wasserbewohner gefangen, daß die ganze Stadt nach gebratenen, gekochten und gedämpftem Fisch roch.

Und als Speckzehe mit seinem vollen Wagen an die Türen kam, sagte man abwehrend: „Ach, lieber Mann, wir brauchen nur zu

den zwölf Pappeln zu gehen, dann haben wir eine ganze Bütte voll!" Er verkaufte nicht einmal für einen Groschen und mußte seinen schönen Fang auf den Abfallhaufen beim Kesselschen Tor tragen. Am andern Morgen las man in den Zeitungen, nun auch in den französischen aus Brüssel und dem Walenland, von dem wunderbaren Fischfang.

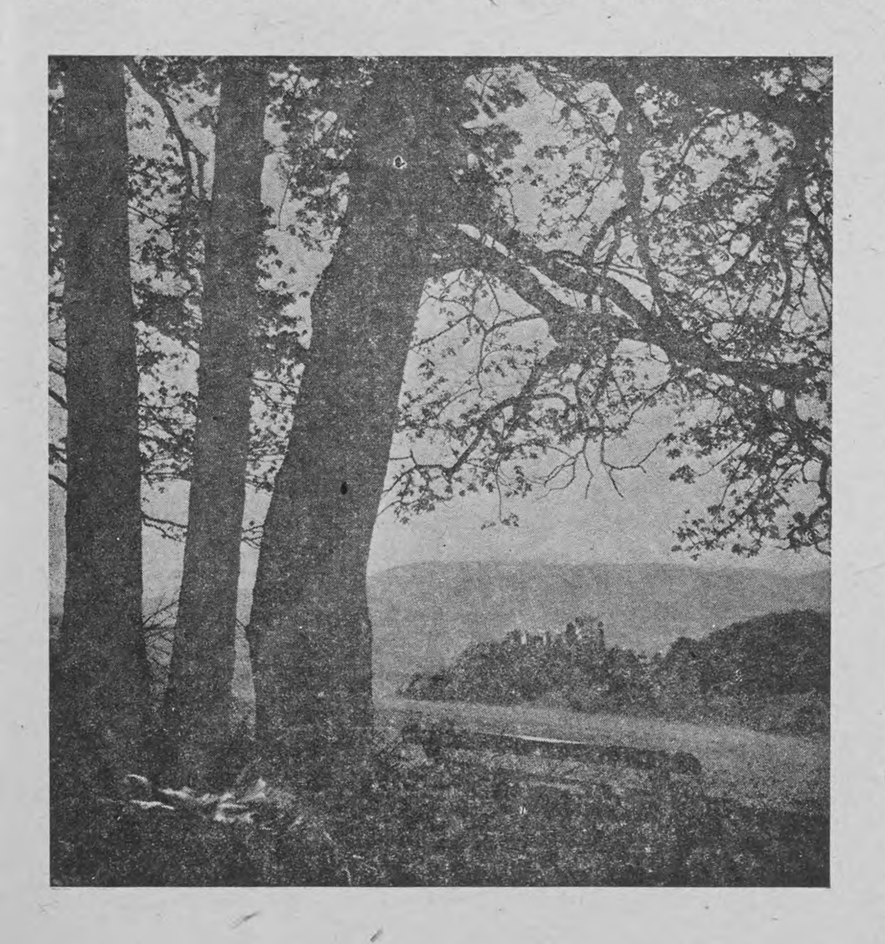
Am Tag darauf, es war Sonntag, gossen die Züge Menschen aus wie Ameisen. Alle Angelfischer von Limburg bis an die See kamen, um zu sehen und ihr Heil zu versuchen. Journalisten, Schriftsteller, Maler, Photographen, sogar Berichterstatter von ausländischen illustrierten Zeitschriften schrieben, notierten, zeichneten und photographierten, sogar ein Filmoperateur war dabei – wer könnte das alles schildern! Und am Montag sah Dries Andijvel, der Turmwächter, gegen Abend über die ganze Länge der Nethe von beiden Horizonten her überall Kähne und Schiffe herangerudert, gesegelt und gedampft kommen denn es waren wahrhaftig sogar kleine Dampfschiffe dabei, die schwarze Rauchwolken über das Land zogen. aus allen Gegenden kamen sie, aus Antwerpen, Temsche, Mecheln, Tournhout. Bewaffnete Schutzleute mußten eingreifen, und jeder durfte nur der Reihe nach fischen.

Der Gemeinderat wurde zu einer dringlichen Sitzung zusammen gerufen, und es wurde eine neue Steuer von zehn Franken auf jeden Zug gelegt. Die Liberalen stimmten dagegen, weil sie die Stadtkasse gerne leer sahen, um das bei den kommenden Wahlen als Kampfmittel zu verwenden. Der Fischüberschuß dauerte an. Und nun kam man schon mit Wagen und Karren aus Antwerpen. Wechselagenten, ein Bantier und andere Honorationen steckten die Nasen zusammen, wieder wurde der Gemeinderat einberufen, und es wurde beschlossen, unter städtischem Schutz und Beistand eine G. m. b. H. zu gründen zur Ausbeutung des Fischfanges in der Nethe bei den zwölf Pappeln.

Die Liberalen rasten, denn nun war die Stadtkasse auf einmal voll, und die beste Propaganda für die Wahl fiel ins Wasser.

Die Leute aus den Städten hatten sich den Fisch zuwidergegessen, aber aus fünf Stadttoren fuhren fortwährend volle Wagen und Karren nach anderen Dörfern. – Speckzehe saß ganze Tage zu Hause in einer Ecke und grübelte. Ach, hätte er doch nur niemand etwas von dem Fischfang gesagt, hätte er doch an dem Abend seiner Frau nicht so laut zugerufen, dann wären sie jetzt so reich, wie das Meer tief ist. Nun war alles zum Teufel!

Plötzlich richtete er sich auf: „Und wenn ich will, ist es mit dieser Fischerei aus. Dann fangen sie keinen Stint mehr." — „Was?" sagte die Frau, die mürrisch war wegen ihrer Armut. Aber er antwortete nicht, sank zurück in seine Ecke und schluchzte hinter seinen Händen. „Du bist verrückt", sagte die Frau. – Ja, Speckzehe hatte langsam angefangen zu begreifen, warum da so viele Fische gefangen wurden. Eine Maus knabberte an seinem Gewissen, und er konnte sie nicht wegjagen. – Wie gleich nach dem Diebstahl, drückte ihn auch jetzt



Maria kann auch „Unsere Liebe Frau von der Glaubenseinheit" genannt werden, denn ihre Teilnahme an der Wiederversöhnung der Menschheit mit Gott, ihre Bemühungen, die Menschen mit Christus zu vereinen, beschränkte sich nicht nur auf das Opfer von Golgatha. Bis auf den heutigen Tag führt Maria dieses Werk fort, bis ans Ende der Welt wird sie so handeln. Als Mutter Christi und der Menschheit ist es doch ihre ganz besondere Aufgabe, ihrem Sohne darin beizustehen, „daß alle eins werden."

P. Franz Paul, S.A.

* * *

noch dieselbe Angst: wenn er sagte, wo das Bild wäre, würde er in Verdacht geraten und ins Gefängnis wandern. – Das Bild herausholen und irgenwo anders hinlegen, wo man es finden mußte, das war eine Kleinigkeit, aber der Platz war Tag und Nacht voll von Fischern und Fuhrleuten und andern Menschen. – Und voller Neid, daß all die schönen Fische ihm noch keinen Soldatenknopf einbrachten, und aus Reue über den Diebstahl betete er stundenlang, daß man die silberne Madonna doch finden möchte! Aber kein Mensch dachte auch nur daran, daß sie da unten im Wasser liegen könne.

Die ganze Welt sprach von dem wunderbaren Fischfang. Das Nethewasser wurde in den Laboratorien untersucht, ob keine besonderen Bestandteile darin zu entdecken wären. Gelehrte schrieben darüber in den Zeitungen und hielten Vorträge mit Lichtbildern. Eine Zeitung aus Brüssel ließ auf ihre Kosten einen Taucher kommen, um zu sehen, ob nicht etwas Besonderes in dem Wasser läge, was die Fische anzöge. Als Speckzehe das hörte, tanzte er durch das ganze Haus vor Freude. Nun würde es gefunden werden, und dann war alles wieder gut! – Die Nethedeiche kribbelten von Menschen, als der Taucher mit dem eisernen Ballon über dem Kopf ins Wasser stieg. Aber nach fünf Minuten war er wieder oben. „Ich gehe nicht noch mal", japste er; „Ich muß mich durch Mauern von Fischen würgen. Sie pressen mich mit Bärentatzen. Das bringt selbst der Seeteufel nicht fertig." Und mit dem Tauchen war es aus. –

„Ich fühle es", sagte Speckzehe traurig zu sich selber, „Ich werde es schon selber tun müssen. Ich hab's hineingelegt, ich muß es auch herausholen, ich tue es aber nicht!" –

Der wunderbare Fischfang mit seinem Zulauf von Fremden war ein Segen für drei Hotels und die Gasthäuser, die dem gelben Bahnhof gegenüberlagen, und für die Fladen von Sooke van der Muschen. Doch die Fischhändler klagten, schlossen ihre Läden und sahen sich nach einem anderen Beruf um. Der Freitagsfischmarkt wurde zeitweilig geschlossen. Aber man las auch fast täglich über den Diebstahl der silbernen Madonna. Plötzlich glaubte man, sie in Paris gefunden zu haben, dann wieder wurde erzählt, daß vorübergehende Zigeuner mit Tanzbären eingeschmolzenes Silber verkauft hätten. Später gab es wieder eine Nachricht aus London, die endigte: „Während der Drucklegung dieser Zeilen hofft man den Täter in den Händen der Polizei zu haben." – Speckzehe magerte ab.

Der Gemeinderat hielt, während die Lieberalen zum Protest fernblieben, eine Sitzung nach der andern ab, um die neue G. m. b. H. rasch in Tätigkeit zu treten zu lassen. – Der fromme Pfarrer vom Beginenhof aber griff zum letzten Hilfsmittel, um das Bild zu finden. Man wollte an neun Tagen hintereinander eine Prozession dreimal um den Beginenhof herumgehen lassen.

Es war eine schöne Prozession, bei der alle Stadtteile mit ihren Fahnen Heiligenbildern und Standarten mitwirkten. Alle Klosterinsassen in der Stadt gingen mit, alle Madonnen aus den Kirchen und Kapellen wurden im Zuge getragen, und alle frommen Leute, die mit in der Prozession einherschritten, hatten auf Rat des Pfarrers die Madonna aus ihrem Haus in den Armen und

* * *

„Scheint es nicht der Name „Oblate Mariens", das heißt der Name jener, die sich unter Marias Schutz dem Herrn geweiht, wie ein Zeichen der Vorherbestimmung? Marias Name wurde zum Familienname der Oblaten; er ist unser und der unbefleckten Gottesmutter Name . . . Dieser schöne Titel wurde uns von der Kirche Jesu Christi gegeben. Wir nehmen ihn an voller Respekt und Liebe und Dankbarkeit. Wir sind stolz auf unsere neue Würde, stolz auf das Recht, Anspruch auf Marias Schutz erheben zu können."

De Mazenod, Stifter der Oblaten

eine Kerze in der Hand. Es war rührend anzusehen, dieser Zug von Hunderten von heiligen Jungfrauen, die ihre verlorene Schwester suchten.

Die Prozession war so lang, daß Anfang und Ende sich berührten. Sie zog jeden Tag dreimal um den Beginenhof herum, und jedesmal kam sie an den zwölf Pappeln vorbei, wo fortwährend von hundert Kähnen aus anderen Städten gefischt wurde, für jeden Zug zehn Franken, die die Schutzleute in Empfang nahmen. Es wimmelte von Wagen, die leer ankamen und voll wegfuhren. Aber in diesen Tagen sollte der Vertrag mit der neuen G. m. b. H. unterzeichnet werden, dann würde dies alles geregelter vor sich gehen. Man sprach von einer Eisenbahn, von Kränen und Kaien. Speckzehe ging mit der Prozession und trug eine kleine Gipsfigur von der Mutter Gottes und betete, daß man – aber nicht er – das silberne Bild finden möge. Und jedesmal, wenn er an den zwölf Pappeln vorbeikam, fühlte er einen brennenden Schmerz im Herzen. Aber er wagte nicht, etwas zu sagen, nicht die leiseste Anspielung zu machen, aus Angst vor dem Gefängnis. – Acht Tage ging die Prozession schon ohne Erfolg, und in diesen wenigen Tagen war Speckzehe ganz gebeugt und fast dreimal so alt geworden. – Am neunten Tage wurde der Vertrag mit der neuen G. m. b. H. unterzeichnet, und abends sollte deshalb ein großes Bankett im „Delphin" stattfinden.

Am Nachmittag zog die Prozession wieder dreimal um den Beginenhof herum, beim dritten Mal aber stand Speckzehes Gewissen in wilden Flammen. Als er zu den zwölf Pappeln gekommen war, konnte er nicht mehr weiter. Sein Blut war wie Blei. Er preßte den Mund zusammen, aus Angst vor seinen Worten, aber seine Lippen wurden auseinandergedrückt. Mit seiner braunen Hand zeigte er auf die dritte Pappel und rief: „Dort! dort! dort! im Wasser seh' ich sie!" Er ließ die Gipsmadonna fallen, schritt vom Deich herunter und stieg ins Wasser. Plötzlich war eine gespannte Stille, tausend gereckte Hälse, offene Münder und erstaunte Augen. –

Und da stieg langsam die silberne Madonna aus dem Wasser empor, dann Speckzehes Hände, dann sein feuerrotes Gesicht und dann er ganz und gar. Ein lauter Jubel krachte los, das ganze Land erschallte. Man zog ihn den Deich hinauf, aber Speckzehe blieb liegen, dreiviertel tot. – Der Pfarrer kam heran, empfing das Bild, führte es an die Lippen und gab es dem Küster, um Speckzehes Beichte zu hören.

Und während das Volk sich auf den Küster zuwälzte, um die Madonna zu sehen, die er mit dem Taschentuch auf das Kreuz gebunden hatte, das er in die Höhe hielt wie eine silberne Flamme – während die Menge kniete, beichtete Speckzehe, in des Pfarrers Arm gebettet, und erzählte seinen Diebstahl und seine Reue.

Der Pfarrer sprach ihn los von seinen Sünden, brach ein Stückchen der glorreichen Hostie aus der Monstranz und gab es ihm als Zehrung. – Dann starb Speckzehe, dessen Tat ewig unentdeckt blieb durch das Geheimnis der Beichte. – Und siehe da! Während die Menge dort betete, um die wiedergefundene Madonna herum, während Speckzehe weggetragen wurde, mit einem Taschentuch über dem toten Haupt, zogen die Fischer ihre Netze in die Höhe, und es war nichts darin! Gar nichts. Nicht einmal ein Fischlein so groß wie meine Schreibfeder.

Die Mutter Gottes wurde triumphierend durch die Straßen getragen. Und wenn die Leute das Bild gesehen hatten, liefen sie an die Nethe, um die Fischer leere Netze heraufziehen zu sehen. Es war nichts mehr zu sehen, aber gerade dieses Nichts wollten sie nun betrachten.

*   *   *

Laßt uns bedenken in diesem Leben und von Herzen hören
des Heilands Lehre durch Gottes Gnade des Geistes Heil.
Laßt uns sinnen, wie die Seligen sitzen dort oben
mit dem Sohne, dem Heiland, in Himmelsklarheit;
wie sie leuchten wonnig die lichten Geister,
die Auserwählten in den Wällen der Burg;
wie die Märtyrer dienen dem mächtigen Herrn,
die Patriarchen Ihn preisen selig,
den König des Reiches, und reden also:
„Du, der Helden Hort und himmlischer Richter,
der Engel Obherr,
die Erdensöhne geleitest Du selber zur ewigen Heimat."
So preisen die Helden den Herrn der Ehren,
den ewigen König der Kreaturen,
um Ihn versammelt im Saale des Himmels,
wo die Glorie strahlt.

Kädmon

Antoniuswunder

Von Othmar Melser, Zug

Dem modernsten Aberglauben zum Trotz ist der 13. Juni ein Feiertag des katholischen Volkes, das an diesem Tage seinen Lieblingsheiligen Sankt Antonius feiert.

Fra Antoni – mit Familiennamen „Fernades Martini" – war ein Portugiese. Das hindert indessen die Italiener nicht, ihn ihren größten Santo zu nennen.

Sein Leben beschlägt wenig Jahre, sein Ruhm aber kennt keine Grenzen, weder in der Weite noch in der Tiefe. Obwohl eine ureigentümliche Persönlichkeit, ist er dennoch allgemeiner Volksliebling. Der Bettler seufzt ihm sein Leid, der Bankier bittet um seinen Rat, junge Liebe weint selig-traurig zu seinen Füßen, der rauhe Soldat fleht um Schutz vor Granaten und Bomben, und der schweigsame Bauer legt ihm Haus und Hof ans Herz, damit die Seuche ihn verschone.

Viele Antoniusverehrer, die ihm heiße Kußhändchen zuwerfen, kennen mehr die auffälligen Wunder als sein außergewöhnlich interessantes und bedeutungsvolles Leben. Schade, denn Wunder befördern leicht die religiöse Trägheit, während ein ergreifendes Leben zur Nachahmung oder wenigstens zur Selbstkritik zwingt.

Über die Wunder des hl. Antonius zucken manche die Achseln und reden von südlichem Wunderleichtsinn. Es gibt geprüfte, unantastbare Antoniuswunder, und es gibt unhistorische poesievolle Antoniuslegenden. Jene sind Siegel, die das Gold des Heiligenscheines bestätigen, diese aber bedeuten Volksurkunden über die Eigenart seines Charakterbildes. Beide Arten sind darum unmißbar. Die originellsten und zugleich bedeutsamsten im Legendenkranze sind die urgemütlichen Berichte über die Szenen mit dem Esel und den Fischen.

Esel und Fische gehören gewissermaßen zum italienischen Volksleben. Das Grautier ist Arbeitsgehilfe, die fröhlichen Schwimmer bilden die nötige Zuspeise des Italieners. Dabei ist der Esel gerne Symbol der faulen Dummheit und der Fisch der stummen Trägheit. Sankt Antonius aber gilt als der „wuchtige Ketzerhammer", der die häretische Dummheit zertrümmerte, und als der ruhelose Eiferer, der die in stummer Lauheit erstarrten Katholiken wieder zu frohem, frischen Gottesbekenntnis aufrüttelte.

*

Die dichtende Volkspoesie wählte Toulouse zum Schauplatz der Eselsgeschichte. Diese interessante Stadt war früher Zentrum der Kreuzfahrer, zu Antonius' Zeiten aber – infolge der Politik – ein Bollwerk der Ketzer und Häretiker, der Manichäer, Waldenser und Katharer

Sankt Antonius wurde gerufen und predigte ergreifend, aber die Ketzer von Toulouse wollten die Wahrheit, besonders das eucharistische Geheimnis, mit Händen greifen können.



Es kam zu einer Art frommen Wette. Das dümmste Tier der Stadt, der Esel, sollte das tiefsinnigste Wunder der Gnade beweisen helfen. Antonius war bereit, denn es handelte sich um unsterbliche Seelen. Er fastete und betete. Den armen Esel jedoch sperrte man ein und ließ ihn tüchtig hungern.

Am Beweistag kam der verbissene Ketzer mit seinem ausgehungerten Grautier und Antonius mit seinem tiefen Glauben und seinem glühenden Feuereifer auf dem Marktplatz zusammen. In seinen zitternden Händen trug der Heilige eine kostbare Monstranz. Ungezählte Zweifler und Gläubige standen rundherum.

Der Häretiker warf seinem Esel frischduftenden Hafer vor. Antonius hob in tiefer Ehrfurcht die heilige Monstranz mit dem heiligsten Sakrament empor und rief dem Tiere zu: „Sieh hier deinen Herrn und Gott! Gib dem Schöpfer die Ehre des Geschaffenen!"

Das hungrige Tier schnaubte lüstern-kräftig in den schmackhaf-

Die große Aufgabe, die dem Menschen gestellt ist, besteht darin, sich durch die Entsagung bereit zu machen für Gott. Wo immer der Mensch frei ist von Eigenliebe, dort teilt sich Gott ihm mit, da wird Gott in ihm geboren, und auf Grund dieser göttlichen Geburt vermag er das über die menschliche Natur unendlich hinausgehende Leben des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe zu leben. Dieses Leben bedeutet eine sehr weitgehende Entsagung. Sie geht so weit, daß der Mensch schließlich sagen kann: Ich habe alles gegeben, ich laufe leicht.

Friedrich Wessely

* * *

ten Hafer, daß die Spelzen stoben, und ging dann zu Antonius warf sich nieder und beugte tief seinen gutmütigen Kopf vor dem Allerheiligsten.

Einen kurzen Augenblick war die Menge „sprachlos, dann aber erbebten die Mauern und Türme von Toulouse ob dem Freudenjubel, den dieses drastische Wunder auslöste. Die hochmütigen Ketzer aber schlugen an ihre harte Brust, bekannten ihren Hochmut und beteten das heiligste Sakrament in Demut an.

*

Weniger derb ist das Fischwunder von Rimini. Der Italiener liebt eben auch im Sarkasmus noch die Anmut.

In Rimini gab es viele Fischer. Diese waren sehr klug im Überlisten der armen Adriafische, hüteten sich aber sorgfältig, in die freundlich gespannten Netze des Seelenfischers Antonius zu geraten.

Eines Tages war die weite, schöne Kirche wieder leer geblieben, das Fischervolk war am Strand. Kurz entschlossen ging auch St. Antonius zum Strand hinaus, wo es von Menschen und Fischen nur so wimmelte.

Ohne jede Verlegenheit machte er – wie vor jeder Predigt – ein großes Kreuz und redete aber nicht die Fischer, sondern die Fische also an:

„Meine lieben Fische vom Adriameer! Wenn das edle Volk von Rimini lieber seinem Bauche als seinem Gotte dient, komme ich zu euch, damit ihr wenigstens eurem Herrn und Gott die schuldige Ehre gebet!"

Sieh da . . . und es rauschte und schäumte in der blauen Flut von Fischen aller Art. Sie kamen von nah und fern und sammelten sich in heiliger Scheu vor dem seltsamen Prediger. Die kleinen gruppierten sich vor, die großen hielten sich hinten und lauschten – die dicken Köpfe aus dem Wasser – mit offenen Mäulern zu. St. Antonius fuhr weiter:

„Meine lieben kleinen Brüder! Wisset ihr, wer euch so schlank und rank geschaffen hat? Wisset ihr, von wem eure kühle Wasserburg, das Meer, so breit und tief erbaut worden ist? Kennt ihr den, der euch in den stillen Tiefen des Meeres schützt vor der Wut der wilden Seestürme? Wer euch täglich nährt, wer euren Silberflossen Kraft gibt zu nimmermüdem, sehnigem Schlag?

Es ist der liebe Gott, euer Schöpfer und Erhalter, euer Herr und Meister, euer treuer Vater dort über den fernen Wolken. Es ist der allmächtige König Himmels und der Erde!"

Da klatschten, wie auf Befehl, Hunderte und Tausende von glitzernden Flossen, daß die Salzflut aufspritzte. Die Fischlein waren so glücklich und froh, Geschöpfe eines so guten und großen Schöpfers zu sein.

„Wie vatergütig ist doch dieser große Gott zu euch gewesen! Seht, meine lieben kleinen Schwimmer, damals, als alle Tiere und Menschen im Wasser der Sündflut untergingen, hat er euch barmherzig erhalten. Noch mehr! Eurem kaltblütigen Geschlecht hat er sogar die Ehre angetan, daß einer aus euch den großen Propheten Jonas retten durfte. Von einem von euch, meine silbrigen Brüderlein, ließ er sich vom Meeresgrund die Steuermünze bringen, um dem Kaiser geben zu können, was des Kaisers war. Ja, euch nahm er sogar in seine hochheiligen Gotteshände, segnete und vermehrte euch bei jener geheimnisvollen Brotvermehrung. Euch ließ er nach der Auferstehung zu seiner Speise sich bereiten! Ihr wurdet auserwählt, später das geheimnisvolle Symbol des hochheiligen Sakramentes des Altars abzugeben!

Ja, ihr seid wirklich die Lieblinge Gottes! Darum lobet und preiset ihn heute und immerdar! Verherrlicht ihn vor allen Geschöpfen, der euch so herrlich ausgezeichnet hat! Amen!"

Wiederum kam freudigste Bewegung unter die gewaltige Menge der Fische und Fischlein. Es war, als ob sie einen fröhlichen Reigentanz aufführten zu Ehren ihres Herrn, um ihm zu danken, ihn zu loben! Einige hüpften sogar vor Freude weit in die laue Luft hinaus.

Während der seltsamen Predigt aber war ganz Rimini zusammengeströmt und horchte und schaute und war tiefbeschämt und erschüttert von der heiligen An-

dacht der unvernünftigen Tierlein. Kaum hatte der Heilige „die frommen Meerkinder" gesegnet, da fielen die Leute der Stadt, Gläubige und Ketzer, in die Knie und baten ihn; auch ihnen zu predigen und sie zu segnen! Als die Fischlein frohgemut davonschwammen, sprach Antonius voll göttlicher Glut zu den verirrten Fischern, dann segnete er sie, und reuig kehrten alle heim und wurden andere Menschen.

* * *

Das sind die beiden Legenden vom Esel und den Fischen.

Wahrheit oder Dichtung? In jedem Fall volkspoetische Umschreibungen der großen Tatsache, daß die Hauptbedeutung des Heiligen von Padua nicht in seinen Wundern gelegen war, sondern vor allem und zuerst in der Vernichtung der häretischen Sekten seiner Zeit und in der Neubelebung des in Lauheit ganz erstorbenen Katholizismus in den Ländern Norditaliens und Frankreichs.

Diese Tatsachen könnten leicht in Bibliotheken und Archiven verstauben und vergessen werden. Diese beiden launigen Legenden aber, beliebte Vorwürfe für Kunstmaler und Bildhauer, werden dafür sorgen, daß neben dem großen Wundertäter der noch größere Eiferer der Seelen nie vergessen wird.

Ein Kindlein ist die Gnade
aus Gottes Hand.
Es geht auf schmalem Pfade,
ein Engel führt's am Band.
O Kindlein, bleib gerade,
an Herz und an Verstand!
Es wäre um dich so schade,
du bist im ersten Grade
dem Himmelreich verwandt.

Paula Grogger

Trennt die Kirche gueltige Ehen?

Eine kleine Geschichte über ein ernstes Problem

In einem Orte des Landes kommt der Bauer aufgeregt nach Hause: „Hast es schon gehört, Alte, die Kirche hat die geschiedenen Eheleute, den Franz und die Anna . . ., jetzt auch noch getrennt."

„Na also. Geredet wird schon lange davon, daß sie zum kirchlichen Gericht gegangen sind. Und die Anna hat schon länger steif behauptet, die Sache wird sicher gemacht, sie kann den Karl, mit dem sie schon längere Zeit als geschiedene Frau geht, jetzt bald auch vor dem Altar heiraten. Wieso? sage ich ihr. Die Kirche macht doch keine Scheidung, das haben wir doch in der Schule gelernt und oft gehört in der Predigt. Da sagt die Anna darauf: Wirst es schon sehen! Mein geschiedener Mann ist ja reich, der wird es schon machen. Ich sagte ihr noch: Da wirst dich aber schneiden, aber sie lachte mich nur aus. Alles geht, wenn man will. Und jetzt soll das wirklich wahr sein? Ich kann's doch nicht glauben."

Die Frau machte vor Aufregung eine kurze Pause in ihrer Rede, da konnte jetzt der Mann inzwischen sagen:

„Es ist schon so, die zweite Ehe ist ja schon ausgehängt bei der Kirchentür."

„Das muß ich aber gleich der Frauenführerin vorwerfen."

„Ich werde als Kirchenrat zum Pfarrer gehen und melde gegen die zweite Trauung der Anna . . . ein Ehehindernis, weil sie ja schon einmal verheiratet ist."

So geschah es auch. Am selben Tag noch kam die Frauenführerin und der Kirchenrat zum Pfarrer. Beide mit demselben Anliegen: „Wieso kann die Anna . . ., die geschieden ist, noch einmal heiraten? Die Leute sind sehr aufgebracht darüber, Herr Pfarrer, wenn man nicht einmal der Kirche mehr trauen kann . . ."

Der Pfarrer merkte, daß die Aufregung im Dorf schon recht groß war, darum klärte er die beiden in der Sache auf.

„Ihr kennt doch die Anna und den Franz. Ihr wißt doch, daß die Anna schon vorher mit dem Karl gegangen ist und der Franz hat auch ein anderes Mädel recht gern gesehen. Ich habe schon gerechnet, daß da bald zwei Paare zur Ehe kommen werden. Und siehe da, eines Tages kommt die Anna und der Franz die Ehe anmelden. Die Leute haben alle gestaunt, ich selber auch, ich habe die beiden einzeln gefragt, ob sie frei und ohne Zwang die Ehe schließen wollen, sie haben beide einfach ja gesagt und das auch unterschrieben.

Die Ehe ist geschlossen worden, aber ihr wißt auch, daß die beiden schon nach einem Jahr Streit auf Streit gehabt haben und schließlich auseinandergegangen sind.

Und jetzt ist alles aufgeflogen, was sich da vor der Ehe abgespielt hat, was man auch mir einfach verschwiegen hat."

„Ja, der Vater der Anna hat ihr mit dem Revolver gedroht, wenn sie den Franz nicht heirate,

„Als Maria, die Magd des Herrn, einwilligte, Mutter Christi zu werden, gab sie auch ihre Zusage, Teilnehmerin zu werden am schmerzvollen Sühnewerk für die Rettung der Welt, das ihr Sohn vollbringen sollte. Es besteht darum kein Zweifel, daß Maria alle Todesangst und jede Qual ihres Sohnes tief miterlebte.“ Leo XIII.

weil der halt sehr reich war. Das ist alles nachher aufgekommen, wie sie gestritten haben“, sagte der Bauer.

„Und mehrere Zeugen haben unter Eid ausgesagt, daß sie das gewußt haben“, sprach der Pfarrer weiter.

„Sie haben aber doch vor dem Altare geheiratet, da nützt doch nichts mehr“, warf die Frau ein.

Der Pfarrer sagte: „Hat die Anna den Franz wollen? Nein. Sie hat ihn geheiratet, gegen ihren Willen. Und was man gegen seinen Willen tut, das gilt niemals, auch wenn es eine Ehe ist. Anna war unter schwerstem Zwang. Mit Zwang aber kommt keine Ehe zustande, wenn das Ja-Wort auch ausgesprochen wird. Ein solches Ehe-Ja-Wort ist ungültig, die Ehe ist also ungültig. Weil die Anna gezwungen wurde, hat sie mit dem Franz nur scheinbar in der Ehe gelebt, in Wirklichkeit hat beide kein Eheband verbunden.

Die Anna wollte vom Franz loskommen und hat das alles beim kirchlichen Gericht aufgedeckt, die Zeugen haben es unter Eid bestätigt, und so mußte das kirchliche Gericht aussprechen: Die Ehe der Anna mit dem Franz hat nur scheinbar, in Wirklichkeit nie bestanden, diese Ehe war vom ersten Augenblick an ungültig, weil das Jawort unter schwerem Zwang ausgesprochen wurde.“

„Also sind sie doch getrennt worden?“ fragte die Frau.

„Ihr habt doch gehört, daß zwischen den beiden gar kein Eheband war, also mußten sie auch nicht getrennt werden, denn wo nichts ist, kann man nichts trennen. Die Kirche hat nur erklärt, daß diese Ehe wegen Zwanges von Anfang an ungültig war. Wäre der Zwang nicht bewiesen worden, wäre auch die Ehe gültig, und kein Geistliches Gericht hätte eine gültige Ehe für ungültig erklärt oder getrennt. Eine gültige Ehe der getauften Christen ist unauflöslich.“

„Die Leute sagen, daß das Geld viel ausmacht in einem solchen Falle ...“, warf der Bauer ein.

„Seht, das ist die boshafte Verleumdung der Kirche. Das Geld spielt bei der Gültigkeit oder Ungültigkeit keine Rolle. Wer die Gerichtskosten nicht bezahlen kann, kann auch mit dem Armenrecht seine Ehesache vor der Kirche gerichtlich überprüfen lassen. Nur Boshafte und Gehässige verleumden die Kirche mit dem Vorwurf des Geldes. Das Gegenteil ist leicht zu beweisen.

Nun möchte ich euch noch sagen, daß nicht nur der Zwang eine Ehe vom Anfang an ungültig sein läßt, auch die schwere Furcht gehört daher, darum das Vorhandensein eines Ehehindernisses, von dem nicht dispensiert worden ist; auch die Ausschließung des Kindersegens vor der Ehe oder die Abmachung, nur auf eine Zeit oder zur Probe zu heiraten, das alles und noch andere Gründe gibt es, alle kann ich euch nicht genau aufklären.

Zwei Dinge möchte ich euch zum Schluß sagen: Erstens kann die Kirche eine gültige und vollzogene Ehe nicht trennen, weil Gott selbst der Treuhänder des gültigen Jawortes ist. Anderseits aber muß das Geistliche Gericht die Ungültigkeit einer Ehe aussprechen, wenn ein ungültiges Jawort nachgewiesen wird; das tut die Kirche in jedem Fall, bei arm oder reich. Zweitens bitte ich euch, glaubt nicht alles, was boshafterweise über die Kirche gesprochen oder geschimpft wird, es gibt nämlich Leute, die darauf ausgehen, die Kirche gerade in Ehesachen zu verleumden. Und wenn euch jetzt jemand wieder mit dem Fall der Anna ... daherkommt und gar sagt, er gehe deshalb nicht mehr in die Kirche, so klärt die Leute auf.“

„Es wäre gut, Herr Pfarrer, wenn Sie selber das machen!“

„Ja, ich denke daran, bei der Männer- und Frauenrunde einmal das genau zu erklären .... Merkt euch: Ist eine Ehe ungültig, braucht man sie nicht trennen, ist eine Ehe aber gültig, kann man sie nicht trennen!“

„Ave Maria! Sei gegrüßt, du Wonne des Vaters; durch dich ist bis an die Grenzen der Erde die Kenntnis vom Vater gedrungen. Sei gegrüßt, du Wohnstatt des Sohnes: aus dir ist Er mit dem Fleische umhüllt hervorgegangen. Sei gegrüßt, du unaussprechliche Wohnung des Heiligen Geistes, du bist heiliger als die Cherubim!“

St. Tarasius

Aus aller Welt

Einen kühnen Vorschlag machte in der letzten Nummer von „Ecclesia", dem Organ der Katholischen Aktion Spaniens, ihr Chefredakteur. Er meinte Spanien sollte in einer einmaligen großen Anstrengung 10 000 Glaubensboten nach Südamerika senden: 2 000 Weltpriester 2 000 Ordensleute und 4 000 Ordensfrauen. Das wären 10 Prozent aller religiösen Berufe Spaniens, die, wie die Statisstik der letzten Jahre zeige, sehr bald wieder ersetzt seien. Wurden doch im Jahre 1952 allein 996 und 1953 sogar 1015 Neupriester geweiht. Damit ist die Gesamtzahl auf 22 087 Weltpriester und 7 493 Ordenspriester gestiegen. Es ist jedoch nicht nur die Statisstik, die ihm einen solchen kühnen Gedanken eingab, sondern auch das Beispiel der nordamerikanischen Sekten, die in den letzten Jahren ihr ganzes, in den anderen Erdteilen, besonders in Asien zwangsweise freigewordenes Missionspersonal in Stärke von etwa 10 000 Menschen nach Südamerika geworfen haben. Wenn es auch wohl kaum zur Ausführung dieses Vorschlags kommen dürfte, nimmt doch die Zahl der Missionsberufe, die Spanien Südamerika schenkt, ständig zu und wird auch im künftigen Jahr nicht allzu tief unter der Grenze von 1 000 liegen. Neben dem Missionsgedanken ist es im neuerwachten Spanien vor allem das Verantwortungsbewußtsein für die Tochternationen. die es zu solchen Opfern befähigt.

Gijzegem, 150 Heidenmissionare Am 23. Januar ist der 150. belgische Oblate in die Missionen abgereist. 77 der 150 Missionare befinden sich in Ipamu (Belgisch-Kongo), 27 in Südafrika, 28 in den Eismissionen Kanadas; die übrigen verteilen sich auf die Missionen in Ceylon, Texas (USA), Haiti, Japan, Pilkomayo, Mexiko, Argentinien und Philippinen. enk

Leith (Schottland), 300 Jahre keine hl. Messe – Am 12. Februar 1854 feierte P. McDonald O.M.I. in Leith die erste hl. Messe seit 1560. Zur Erinnerung an diesen historischen Tag wurde am 12. Februar 1954 die Marienkirche in Leith durch den Erzbischof von Edinburgh feierlich konsekriert. Ende 1850 kamen die ersten Oblaten nach Leith, seit 1859 leiten sie dort die Pfarrei St. Marien.

Lourdes Messenger

Velaines (Belgien), Fatimakapelle wird eingeweiht – Am 16. Mai hat der Bischof von Tournai die von den Oblaten erbaute Fatimakaplle in Velaines eingeweiht. Am Jahrestag der Kirchweihe sollen die Gläubigen nach Velaines pilgern, um Kinder und Kranke mit der Fatimastatue segnen zu lassen. enk

Madrid, Volkstümlicher Rundfunksprecher – Seit einem Jahr überträgt der spanische Nationalrundfunk die religiösen Plaudereien des P. Marcos O.M.I., der jeden Sonntag um 21.30 Uhr eine halbe Stunde zu seinen Hörern spricht. Auch mehrere Provinzsender nehmen die Übertragungen auf. Im Laufe der Woche spricht P. Marcos über den Nationalrundfunk auch zu den Südamerikanern spanischer Zunge. enk

Aklavik, Stadt macht Stellungswechsel – Aklavik, eine der bedeutendsten Städte im Nordwesten Kanadas, die Hauptstadt der Arktis mit wenig mehr als tausend Einwohnern, wird in Kürze ihren Standort wechseln, wie von amtlicher Seite verlautet. Im Mackenziemündungsgebiet 80 Kilometer nördlich des Polarkreises gelegen, ist Aklavik auf ewig zugefrorenen Moor gebaut. Dauert ein Sommer länger als gewöhnlich, wie es in den letzten Jahren einige Male der Fall war, beginnt das Eis zu schmelzen, und das Moor droht die ganze Stadt zu verschlingen. Im kommenden Sommer wird die Regierung die neue Stelle suchen, wohin die Stadt verlegt werden soll. Voraussichtlich wird das etwa 20 Kilometer südwestlich des jetzigen Standortes sein. Etwa 150 Gebäude Aklaviks sollen im Winter 1955–56 dorthin gefahren werden. Auf 3 Millionen Dollar schätzt man die Unkosten des Transportes. Der übrige Teil der Stadt wird abgebrochen oder seinem Schicksal überlassen werden.

Auch die Missionsstation der Oblaten mit ihren 250 Mann Personal muß sich selbstverständlich dem allgemeinen Umzug anschließen. Was wird aus dem Krankenhaus mit den 100 Betten, das Bischof Trocellier O.M.I. augenblicklich baut und das im Sommer 1955 bezogen werden sollte? – Seit 1924 besteht die Oblatenmission in Aklavik. Aber schon 1860 besuchte und betreute P. Groller O.M.I. die Eskimos in dieser Gegend. – Dasselbe Schicksal droht Coppermine, einer anderen Stadt im hohen Norden Kanadas. Doch da diese Stadt noch im Anfang ihrer Entwicklung steht, wird ein Stellungswechsel für sie ein kleineres Problem sein als für Aklavik.

Aromi

Ein

Opfer des Beichtgeheimnisses

von Joseph Spillmann S. J.

4. Fortsetzung

Sechstes Kapitel.

Nach der Tat.

Jetzt mit einemmal, da die schreckliche Tat geschehen, war Losers Wut und sein halber Rausch verschwunden, und eine entsetzliche Angst ergriff ihn. Er wagte nicht, noch einen Blick auf die Tote zu werfen; mit abgewandtem Gesichte erfaßte er einen Zipfel des Bahrtuches und warf es über den Leichnam; dann nahm er den Armkorb und wollte mit dem Blutlohn fliehen. Aber wohin? Bei hellem Tage wäre das Wahnsinn gewesen. Es durfte ihn kein Mensch in Ste-Victoire erblicken; er mußte die Nacht im Kloster abwarten, und dazu gab es keinen sicheren Platz als denjenigen, in dem er sich befand. Aber hier bei der Leiche? „Ei, du wirst dich doch vor den Toten nicht fürchten! Du glaubst ja weder an eine unsterbliche Seele noch an ein Jenseits!“

Loser kauerte sich im fernsten Winkel der Kammer nieder und stellte den Korb mit dem Gelde vor sich hin. Das blutige Messer hielt er, wie er erst jetzt bemerkte, noch in der Hand. Schaudernd wischte es der Mörder an dem Tuche, in welches das Geld gebunden war, ab und warf es in den Korb. Nun knotete er das Tuch los und wollte sich an dem Anblicke des Geldes erfreuen; aber es gelang ihm nicht, seine Angst zu bannen. Immer und immer wieder wanderte das Auge gegen seinen Willen nach dem Bahrtuche, das die Umrisse der darunter liegenden Gestalt erkennen ließ. Ein Bächlein Blut sickerte hervor und nahm seinen Weg langsam, langsam quer durch die Kammer gerade auf ihn zu. Weshalb gerade auf ihn? Mit jeder Linie, die es näher kam, wuchs Losers Angst. Da traf es auf die Ritze eines Brettes, staute sich einen halben Schritt vor ihm und tropfte durch den Fußboden auf die darunter liegenden Gewölbesteine. Es war so still, daß er die Tropfen zählen konnte, und es kam ihm vor, als ob der Ton der langsam fallenden Tropfen wie mit einem Finger an sein von Angst gemartertes Gehirn klopfe.

„Ich wollte, ich hätte es nicht getan,“ stöhnte er. „Und was das Jenseits angeht, so ist es doch noch lange nicht so ausgemacht, daß es nur auf Aberglauben beruht, wie die moderne Wissenschaft das behauptet. Ich habe mir zwar vorgespiegelt, daß ich den Glauben daran schon längst über Bord geworfen; aber wenn ich ehrlich sein will, muß ich gestehen, daß ich im Grunde meines Herzens eigentlich immer daran glaubte. Und wenn es nun wirklich eine Vergeltung gibt –!“

Der Gedanke schüttelte den Mörder angesichts seines Opfers förmlich. Er bereute seine Tat, aber aus reiner Furcht und Angst, die sich zu halbem Wahnwitz steigerte. Als endlich der schreckliche Tag zur Neige ging und die Dämmerung hereinbrach, hatte er den Entschluß gefaßt, die unerträgliche Gewissensqual durch eine Beicht von sich zu wälzen, und zwar sofort. Die gestrige Predigt über das Beichtgeheimnis gab ihm Mut, sich mit seiner Anklage an Abbe Montmoulin zu wenden. „Er wird mich nicht verraten“, sagte er sich. „Er darf es nicht; eher muß er sterben, wie er es selber sagte, und ich glaube ihm; er meint es ehrlich.“

Loser hatte mehr als 20 Jahre nicht mehr gebeichtet. Zur Vorbereitung auf eine gute Beicht hätte also außer demütigem Gebete um Gottes Beistand eine ernste Gewissenserforschung über diese lange Zeit und die Erweckung aufrichtiger Reue aus übernatürlichen Beweggründen gehört, verbunden mit dem Willen, nach Kräften Genugtuung zu leisten. Loser betete nicht und erforschte auch sein Gewissen nicht weiter; vor seiner Seele stand

nur die eine heute verübte Bluttat, deren überwältigender Eindruck ihn alles andere vergessen ließ. Wenn er nur diese von der Seele wälzen könnte, meinte er, dann würde ihn alles andere wenig kümmern. Auch von einer eigentlichen übernatürlichen Reue konnte keine Rede sein; die Angst war es, die eitle, entsetzliche Angst, welche ihn nach dem Zimmer Abbe Montmoulins trieb.

Und wirklich, als es dunkel genug war, nahm er in die eine Hand seine Schuhe, in die andere den Armkorb mit dem Gelde und verließ die Kammer, einen letzten Blick der Angst nach dem Bahrtuche werfend, über welches von der Kirche her ein schwacher Strahl der ewigen Lampe ein unsicheres Licht verbreitete. Fast hätte Loser laut aufgeschrieen; denn bei dem zitternden Lichte meinte er, die Gestalt unter dem Tuche bewege sich. Hastig drückte er die Türe ins Schloß und eilte die Wendeltreppe hinauf; überall glaubte er im Dunkel die Augen der Ermordeten vor sich her schweben zu sehen mit dem Ausdrucke des Entsetzens, mit dem sie ihn anblickten, da er die Tat beging. Der kalte Schweiß stand dem Mörder auf der Stirn, als er endlich an die Türe des Pfarrers pochte.

Abbe Montmoulin hatte den ganzen Nachmittag im Bette zugebracht und fühlte sich noch immer unwohl. Dennoch stand er gegen Abend auf, um sein Brevier zu beten. Sein Zustand hätte ihn vielleicht von dieser Pflicht entbunden; aber Vesper und Komplet wollte er doch nicht unterlassen. So saß er beim Scheine seiner Lampe und las eben den schönen 90. Psalm vom Vertrauen auf Gottes und seiner heiligen Engel Schutz in jeder Not und Gefahr, als an die Türe geklopft wurde. Er meinte, es sei die alte Susanne, die sich noch einmal nach seinem Befinden erkundigen wolle. Daher rief er „Herein" und sagte, ohne von seinem Brevier aufzusehen, als jemand eintrat: „Gleich, Susanne; ich bin in zwei Minuten fertig."

Wie staunte aber der gute Pfarrer, als er, sein Brevier schließend, Loser an der Tür stehen sah! Er traute seinen Augen nicht und hob den grünen Schirm der Lampe in die Höhe, um den Mann deutlicher zu sehen: „Loser, seid Ihr es?" fragte Abbe Montmoulin und fügte sofort bei, als er das schreckensbleiche Gesicht des Küsters erkannte, der zitternd und den Angstschweiß von der Stirne wischend in den Lichtkreis der Lampe trat: „Um Gottes willen, Loser, was habt Ihr? Euch ist ein Unglück zugestoßen!"

„Ja, Herr Pfarrer, es ist mir etwas zugestoßen – oder vielmehr jemand anders – und ich – ich möchte beichten."

Man kann sich das Staunen Abbe Montmoulins denken, der wohl wußte, daß der Mann seit Jahr und Tag nicht gebeichtet hatte. Er warf einen ernsten, prüfenden Blick auf Loser, den dieser sofort verstand und mit den Worten erwiderte: „Herr Pfarrer, ich bin vollkommen nüchtern. Es ist mir in der Tat etwas zugestoßen, etwas ganz Schreckliches – und nun habe ich an ihre Predigt von gestern gedacht und wollte bei Ihnen beichten. Aber vorher noch eine Frage: es könnte ja der Fall sein, daß der Beichtvater das Beichtkind nicht lossprechen könnte oder wollte – würde nun auch in diesem Falle die Pflicht des Beichtgeheimnisses den Priester zum Schweigen binden?"

„Unbedingt", antwortete der Pfarrer.

„Nun, so bitte ich Sie, meine Beicht zu hören."

„Von Herzen gerne. Habt Ihr Euch vorbereitet?"

„Ich habe den ganzen Nachmittag an nichts anderes gedacht", sagte Loser.

„So kniet da auf meinen Betschemel. Ich bin zwar heute abend nicht ganz wohl, aber die Freude, eine Seele, auf die ich schon lange wartete, mit Gott aussöhnen zu können, wird mir besser tun als die beste Arznei. Wir wollen erst etwas zum Heiligen Geist beten um Erleuchtung und zur Mutter Gottes, der Zuflucht der Sünder."

„Wollen Sie mich nicht lieber in Ihrem Schlafzimmer hören?" sagte Loser, ängstlich nach der Türe blickend. „Es darf mich hier kein Mensch sehen – und nicht wahr, Sie sagen nicht, daß ich bei Ihnen gewesen bin und gebeichtet habe?"

„Gewiß nicht. Das könnte sogar unter Umständen schon eine Verletzung des Beichtgeheimnisses sein." Damit führte Abbe Montmoulin den Besuch, dessen Benehmen ihm immer rätselhafter wurde, in sein Schlafzimmer, stellte die Lampe auf den Nachttisch und schloß die Türe ab. Er betete inbrünstig zum Heiligen Geist um Licht und Kraft; denn es schwante ihm, daß eine schwierige Aufgabe seiner harre. Dann legte er sich die Stola um und nahm neben Loser Platz, der vor Aufregung zitternd auf dem Betschemel kniete. „Mut, mein Freund!" sagte er, „und wenn Ihre Sünden auch rot wären wie Scharlach –"

„Rot?! Wer hat Ihnen das gesagt?" zuckte Loser zusammen. „Ja, rot, rot wie Blut! Es muß heraus, ich habe sonst keine Ruhe! Ja, ich habe Blut vergossen, und es schreit zum Himmel um

Rache. Heute, hier, Madame Blanchard, sie liegt drunten in der Sakristei – ich habe sie ermordet! Ha, wie ihr Blut auf meiner Seele brennt! Nehmen Sie mir die Schuld ab, Herr Pfarrer, ich habe ihnen jetzt alles gesagt!"

Man kann sich denken, wie dieses durch halbwahnwitzige Angst erpreßte Geständnis den guten Abbe Montmoulin erschreckte. Er mußte sich erst im Gebete sammeln, ehe er dem Mörder auch nur ein Wort erwidern konnte. „Heilige Jungfrau!" seufzte er. „Nun stehe mir bei mit deiner milden Fürsprache!" Dann suchte er den Mann zunächst etwas zu beruhigen. Er sagte ihm seine Tat sei zwar schrecklich; aber auch die Sünde des Mordes könne Verzeihung finden, wenn sie mit wahrer Reue gebeichtet werde. Das Blut, das der Heiland am Kreuze vergossen, habe die Kraft, auch solche und selbst noch schwerere Verbrechen zu tilgen. Ob er sich erinnere, wie der Heiland am Kreuze dem einen Schächer alles verziehen habe, und doch sei derselbe ein Räuber, wahrscheinlich ein Wegelagerer und Raubmörder gewesen. Nachdem der Pfarrer so dem Beichtkinde Vertrauen einzuflößen gesucht hatte, sagte er ihm, er möge nun zunächst die Anklage vervollständigen; er müsse auch die andern schweren Sünden seit seiner letzten gültigen Beichte nach Zahl und Umständen, soweit das möglich sei, beichten.

Da erklärte Loser voll Ungeduld, es seien jetzt über 20 Jahre, seit er gebeichtet. Wie man nun von ihm verlangen könne, er solle alle Sünden dieser Jahre beichten? – Gott verlange nichts Unmögliches, sagte der Geistliche; Gott sei mit der Anklage der Sünden, deren man sich nach ernster Gewissenserforschung entsinne, zufrieden, und er wolle ihm gerne durch Fragen behilflich sein.

Loser antwortete, er habe sich über sein vergangenes Leben gar nicht erforscht; er habe nur über das Verbrechen nachgedacht, das er heute begangen, und dieses bereue er auch. Er möge ihm kurz sagen, ob er ihm die Lossprechung von demselben geben wolle oder nicht; denn er habe keine Zeit zu verlieren und müßte eigentlich schon über alle Berge sein.

Zu seinem großen Schmerze erkannte der Pfarrer aus diesen Worten, daß das Beichtkind gar nicht in der Seelenstimmung sei, welche zum gültigen Empfange der Lossprechung nötig ist. Er wollte ihn zwar noch belehren und beschwor ihn bei allem, was heilig ist, an seine arme Seele zu denken und die angefangene Beicht nicht unvollendet zu lassen. Er wolle ihm bei der Gewissenserforschung helfen und werde ihm ganz gewiß die Lossprechung erteilen, sobald er die nötigen Vollmachten dazu erhalten habe und das Beichtkind nicht nur dieses Verbrechen, sondern auch alle andern schweren Sünden aufrichtig bereue und den Willen habe, nach Kräften genugzutun.

Loser fuhr auf: Übermorgen muß ich auf dem Meere sein! Ich war ein Narr, daß ich zu Ihnen kam. Und dann genugtun – was ist denn da genugzutun? Ich kann doch die Tote nicht lebendig machen!"

„Leider nicht!" sagte der Pfarrer. „Aber ich habe Euch so verstanden, daß Ihr die gute Madame Blanchard getötet habt, um in den Besitz des Geldes zu kommen, das sie bei sich hatte. Selbstverständlich müßt Ihr das Geld dem Vereine zurückstellen, der damit ein Krankenhaus bauen will. Und dann –"

„Oho, das Geld soll ich herausgeben? Und dann?"

„Und dann wäre es ja möglich, daß ein Unschuldiger als Mörder der guten Frau Blanchard eingekerkert und verurteilt würde. In diesem Falle müßtet ihr bereit sein, das Gericht über seinen Irrtum aufzuklären."

„Genug!" rief Loser aufspringend. „Ich soll das Geld herausgeben und endlich mich selbst dem Gerichte überliefern! Daß ich ein Narr wäre! Viel gescheiter wäre es, auch Sie auf dem Fleck zu erwürgen. Wer weiß, welche Hinterpförtchen Ihr Beichtgeheimnis sonst noch hat? Aber ich habe nun einmal den Mut nicht dazu!"

Damit sprang der Unglückliche mit einem gräßlichen Fluche nach der Türe, schloß sie auf und verschwand in der Dunkelheit des Korridors. In der kleinen Küche, wo er den Korb einstweilen versteckt hatte, machte er Licht. Das Messer und das blutbefleckte Tuch schob er unter den Küchenschrank, packte das Bündel Banknoten in seine Brusttasche, das Gold und Silber in die übrigen Taschen und eilte durch den Magdalenenflügel der Nebentreppe zu, auf welcher er durch die große alte Küche im Erdgeschoß in den Garten gelangte. In einem Bogen umschlich er das Dorf, gewann die Straße nach Marseille und lief die ganze Nacht durch. Bei Tagesanbruch verkroch er sich in ein Gebüsch am Fuße der Höhen von Ste-Baume und erreichte in der folgenden Nacht Marseille, wo es ihm gelang, ein Schiff zu besteigen, das eben nach Montevideo unter Segel ging.

Siebtes Kapitel.

In der Goldenen Rose.

Madame Blanchard wohnte bei ihrem Bruder, dem Gemeindeschreiber. Sie hatte aber ihre eigene Haushaltung und lebte mit einem armen Mädchen, das sie aus Barmherzigkeit angenommen hatte, in ein paar recht beschränkten Räumen des oberen Stockes, während die kleine Familie ihres Bruders das Erdgeschoß innehatte. Das Verhältnis zwischen den beiden Haushaltungen war kein besonders herzliches. Der Herr Gemeindeschreiber gehörte nicht zu den „Klerikalen" und betrachtete seine fromme Schwester, die es gewagt hatte, ihn zu mahnen, er möge doch seinen religiösen Pflichten nachkommen, als eine „Betschwester und Quisel." Noch mehr als diese gut gemeinte schwesterliche Ermahnung nahm er ihre große Mildtätigkeit gegen Arme und Kranke übel. Er meinte, sie bestehle dadurch ihn und seine Kinder an dem zu hoffenden Erbe und hatte schon allen Ernstes mit seinem Vorgesetzten, dem Herrn Maire, seinem politischen Parteigenossen, geredet, ob es denn nicht gesetzlich zulässig sei, die Verschwenderin, deren dumme Güte von den Pfaffen schmählich ausgebeutet werde, unter Vormundschaft zu stellen. Dafür lag nun leider, solange keine gröberen Ausschreitungen vorkamen, kein rechter Grund vor, und die „Quisel" konnte also vorläufig vor wie nach mit ihrem Armkorbe zu den Kranken und Armen gehen und ihnen Almosen zutragen, etwa im Werte der Auslagen, die sich der Herr Bürgermeister und der Gemeindescheiber täglich bei Herrn Carillon in der Goldenen Rose gestatteten.

Auch am Abend des 20. Februar saßen die beiden mit einigen andern gesinnungstreuen Stammgästen bei einer Flasche Wein in der Goldenen Rose. Man hatte politisiert und tüchtig auf den Klerus und seine wachsende Macht geschimpft. Gambettas Losungswort: Le cléricalisme, voila l'ennemi! war auch ihr Losungswort.

„Und Sie werden sehen", sagte der Maire, mit der Faust auf den Tisch schlagend, „daß die Herren bei der bevorstehenden Wahl ihren Kandidaten durchbringen! Sie sind klug, ihr Ansehen steigt, sie ziehen durch den Schein der Wohltätigkeit die arbeitenden Klassen, den Pöpel auf ihre Seite. Auch hier bei uns werden sie die große Mehrheit für sich haben. Das Krankenhaus, das sie den Schwestern bauen wollen, ist keine üble Karte in ihren Händen, und dieser Abbe Montmoulin, den sie uns als Pfarrer hierher setzten, ist lange nicht so einfältig, als er aussieht."

„Die Regierung müßte den Bau verbieten, überhaupt das Recht der Armen- und Krankenpflege dem Klerus, und namentlich den Nonnen, die dessen geschworene Hilfstruppen sind, vollständig entziehen," sagte der Gemeindeschreiber.

„Wird kommen, wird mit der Zeit kommen", entgegnete der Maire. „Man kann nicht alles auf einmal! Und wenn wir jetzt unmittelbar vor den Wahlen wegen des Krankenhauses Schwierigkeiten machten, so wäre das ein schwerer politischer Fehler."

„Man müßte wieder einmal eine rechte Skandalgeschichte über einen Pfaffen in die Blätter bringen", meinte Herr Carillon.

„Ach die alten ziehen nicht mehr", sagte der Maire. „Zudem lesen die Leute unsere Blätter nicht, und die Klerikalen sind zu gewitzigt, als daß sie so leicht auf den Leim gingen. Ja, wenn man eine neue, recht saftige Geschichte aus nächster Nähe zur Verfügung hätte, so daß man mit Fingern auf einen Geistlichen zeigen und dem Volke sagen könnte: ‚Seht, so sind sie alle!' Aber sie nehmen sich in acht, mir wenigstens ist aus neuerer Zeit nichts bekannt."

„Hm, man könnte ja so einen kleinen, niedlichen Roman erfinden", sagte der Gemeindeschreiber, den Rauch seiner Zigarre langsam vor sich hinblasend.

„Nach dem alten Rezept: Calumniare audacter, semper aliquid haeret, ‚Verleumde frech, es bleibt immer etwas hängen'," bemerkte der Notar. „Nur schade, daß derartige Waffen gewöhlich dem Angreifer mehr schaden als dem Angegriffenen."

„Sehr wahr", antwortete der Doktor, ein wohlbeleibter Herr mit gutmütigem Gesichtsausdruck, und nahm eine Prise aus seiner goldenen Dose. „Ich bin überhaupt für einen etwas ehrlichen Kampf, als er oft von unserer Partei geführt wird. Und was die Verstaatlichung der Krankenpflege angeht mit bürgerlichen Pflegern und Pflegerinnen statt der Nonnen, so bin ich ganz entschieden dagegen. Habe die Geschichte als junger Assistenzarzt in Italien und im letzten Kriege mitgemacht. Ja, solange diese bürgerlichen Pflegerinnen einen schönen, jungen, leichtverwundeten Offizier zu pflegen haben – a la bonne heure! Aber da lassen Sie einmal die Pocken oder die Cholera ins Lazarett kommen, da sollen Sie sehen, wie weit der Heldenmut geht. Auf und davon sind sie wie die Mäuse, wenn sich die Katze zeigt! Nein, nein, da lob' ich mir die Schwestern; die halten stand vor

den Kugeln wie vor der Pest, und man kann sich auf sie verlassen, und sie stehlen nicht und arbeiten umsonst, während der Staat die bürgerlichen Pflegerinnen, für ihre Faulenzerei – es gibt ja auch unter ihnen ehrenwerte Ausnahmen – noch mit schwerem Gelde besolden muß. Bleibt mir mit derartigen Experimenten vom Leibe!"

Nach dieser langen Rede pustete der Herr Doktor, leerte sein Glas und wollte aufstehen. Der Maire aber hielt ihn am Arme fest und sagte: „Nach diesem wackern Ritt auf Ihrem Steckenpferde müssen sie noch eine Flasche mit uns auf den Erfolg der nächsten Wahlen leeren. Wir spielen eine Partie Domino darum. Geschwind, Herr Wirt, das Tischchen und die Steine!"

„Meinetwegen", entgegnete der Doktor, „aber nur eine Partie! Es geht schon auf 10 Uhr, und ich muß noch einen Besuch bei der Frau des Taglöhners Lecomte machen."

Rasch hatte Carillon das grüne Tischchen unter die Hängelampe gerückt, und man setzte sich zum Spiel. Der spindeldürre Notar war der Partner des wohlbeleibten Doktors, und der Gemeindeschreiber hatte die Ehre, mit seinem Vorgesetzten zu spielen. Das Glück war entschieden auf der Seite des Doktors, und er war in der besten Laune, während umgekehrt der Herr Bürgermeister seinen Unmut am Gemeindeschreiber ausließ, der keineswegs schmeichelhafte Bemerkungen über sein Spiel hinunterwürgen mußte. Auch jetzt hatte der Doktor prächtige Steine.

„Wie steht die Partie?" fragte er neckend.

„Das wissen Sie wohl", antwortete ingrimmig der Maire; „86 zu 0 – dank dem bewunderungswürdigen Spiele dieses Rhinozerosses – pardon! ich meine den klugen Herrn Gemeindeschreiber."

„Ha, ha, ha – dann aufgepaßt, Herr Notar! Wir machen die Herren diesmal Schneider comme il faut! Ich setze Blankzwei", rief triumphierend der Doktor, welcher 5 Blank und 3 Zwei in der Hand hatte.

In diesem Augenblick wurde Herr Carillon, der händereibend hinter dem Doktor stand, hinausgerufen und kam sofort mit der Nachricht zurück, die Magd von Madame Blanchard sei da und wünsche den Herrn Gemeindeschreiber zu sprechen; es scheine bei ihrer Herrschaft etwas nicht in Ordnung zu sein.

„Nicht stören während des Spiels!" brummte der Doktor.

Aber froh, einen Vorwand zu haben, der sichern Katastrophe zu entgehen, legte der Bürgermeister seine Steine nieder und sagte, der Herr Gemeindeschreiber werde doch erst hören wollen, was es sei; wenn allenfalls Madame Blanchard etwas Ernstes zugestoßen wäre —

„Ach, der Quisel stößt nichts Ernstes zu, bis sie den letzten Heller an das Bettlerpack verplempert hat", sagte ärgerlich der Gemeindeschreiber und warf seine Steine ebenfalls auf den Tisch. „Die Jeannette mag hereinkommen."

„Die Steine behalten! Wir sind in einer Minute fertig!" rief der Doktor, die Stirne runzelnd; als er aber das arme Mädchen mit verweinten Augen eintreten sah, warf auch er die Steine hin und fragte: „Nun, Jeannette was gib's denn? Hat deine Herrin einen bösen Fall über eure steile Treppe getan? Muß ich kommen? Ist sie lebend oder tot?"

„Ich weiß nicht", jammerte das arme, verwachsene Ding und suchte einen neuen Tränenstrom mit seiner Schürze abzutrocknen. „Aber sie ist gewiß totgeschlagen worden; die alte Susanne meint es auch." Und ein neues krampfhaftes Schluchzen erstickte ihre Worte.

„Totschlag in meiner Gemeinde", sagte der Maire ungläubig, „wie kommst du auf diese ungeheuerliche Idee?"

Es dauerte eine Weile, bis sich Jeannette so weit erholt hatte, daß sie erzählen konnte, ihre Herrin sei schon am Vormittag zum Herrn Pfarrer ins Kloster hinaufgegangen und seither nicht zurückgekehrt, obschon sie zum Mittagessen heimkommen wollte.

„Ach, sie wird beim Pfarrer von irgend einem Kranken gehört haben und läuft nun mit ihrem Armkorbe, – weiß Gott wo? – in den Bergen umher", sagte ärgerlich der Gemeindeschreiber.

„Nein, nein", fuhr Jeannette schluchzend fort, „sie wollte beim Pfarrer das Geld holen und gleich zurückkommen."

„Das viele Geld", riefen alle und machten große Augen.

„Ja, das viele Geld, das der St. Joseph-Verein gesammelt hat und mit dem das Krankenhaus gebaut werden soll. Viele tausend Francs!"

„Sapristi!" rief der Maire und sprang von seinem Sitze auf. „Und da kommst du erst jetzt, uns das zu sagen?"

„Ach, Herr Bürgermeister", klagte das armselige Geschöpfchen. „Ich habe gewartet, bis es dunkel wurde. Und dann wollte ich die Frau Gemeindeschreiber um Rat fragen; aber sie schlug mir die Türe vor der Nase zu und sagte wie gewöhnlich, sie wolle mit Bettelpack nichts zu tun haben. Und dann habe ich mich gefürchtet, im Dunkeln auszugehen, und schließlich bin ich doch zur alten Susanne hinaufgelaufen, und die hat mir gesagt, sie habe Madame Blanchard Schlag 10 Uhr ins Kloster gehen sehen und seither nicht mehr erblickt. Ich bat nun Susanne, mit mir zum Pfarrer zu gehen; denn allein würde ich mich bei Nacht um alles in der Welt nicht ins Kloster hinein wagen, da die Leute sagen, es spuke darin. Aber Susanne wollte nicht und sagte, der Herr Pfarrer sei unwohl und habe auch nicht gestattet, daß man ihm das Abendessen bringe. Man dürfe ihn heute abend nicht mehr stören."

(Fortsetzung folgt)

Buecherbesprechungen

Verlag Herder Freiburg
Freiburg, (im Breisgau)
Germany

Peter Lipert S. J., **Von Guten Menschen.** Pater Lippert hat dieses Werk selbst aus eigenen Aufsätzen zusammengestellt, die erstmalig in den "Stimmen der Zeit" erschienen und in dieser Zeitschrift eine ausserordentlich gebildete und für die Probleme der Zeit besonders aufgeschlossene Leserschaft fanden. Sie behandeln Fragen des Mensch- und Christusseins in psychologischer, sittlicher und religiöser Sicht, und schon ein Blick über das Inhaltsverzeichnis zeigt Ihnen, dass diese Probleme, von einem grossen und weitschauenden Seelenführer vorausgenommen, heute zum grossen Teil wohl aktueller sind als zur Zeit ihres Entstehens. Oktave, 332 Seiten. Leinwand 12,80 DM.

Goswin Peter Gath, **Geschichten von Unserer Lieben Frau.** Der Verfasser, ein bekannter rheinischer Volksdichter und Volkserzähler, betreibt seit Jahrzehnten sehr ausgedehnte mythologische und volkskundliche Studien und hat mit grosser Kennerschaft eine Auswahl der wertvollsten Marienlegenden aus dem unerschöpflichen Reichtum der überlieferten Motive getroffen – Wir dürfen Sie hier besonders auf das Vorwort des Autors verweisen.

Wie es aber von alters her dem Legendenerzähler zustand, zu dem überkommenen, oft wortkargen Grundbestand der Legende ausschmückend Eigenes hinzuzufügen, hat es auch Goswin Peter Gath hier getan. Die Legenden "Das abgewandte Antlitz" und "Der verlorene Mann" sind eigene Dichtung, und gerade hier erweisen sich die Echtheit religiösen Empfindens, der bei aller literarischen Qualität volkstümliche Stil und die gute psychologische Einfühlung des Autors für den Ton, in dem man Menschen unserer Zeit Legenden erzählen sollte. Alte und neue Legenden. Oktav, 116 Seiten, Leinwand 5,80 DM.

Johannes Derksen, **Johanna Sebus, Die Heldin vom Niederrhein** Der Verfasser stammt selbst vom Niederrhein. Er ist dort bekannt unter dam Namen Jan Derk und steht schon von Haus aus in einem innigen Verhältnis zu dem Land und den Menschen, die den Hintergrund seiner Erzählung bilden.

Mit liebevoller Hand lässt er das grosse, einfache Leben Hanneckes vor uns erstehen, wie sie im Haus am Deich zu Brien heranwächst, wie sich ihr Leben aus der Geborgenheit heraus ausweitet, wie sie von ihrer Mutter und dem alten Schäfer Pitt Ullenboom in die Geheimnisse der Natur und des Lebens eingeweiht wird, wie sie ihre Welt erlebt, das Land und Wasser, die Sterne und die Menschen, wie sie in all dem ihren Weg sucht und ihn gerade geht. Ihre letzte Tat erscheint schliesslich als die natürliche Antwort ihres ganzen inneren Wesens. Leinwand 8,30 DM.

P. Robert Quardt SCJ. **Kinder- und Hauslegende** Diese Kinder- und Hauslegende behandelt vor allem die Heiligen des Römischen Messbuchs; sie enthält — und das ist der besondere Vorzug dieser Heiligenlegende — für jeden Tag des Kirchenjahres ein Heiligenleben. Zunächst liegt jetzt Band I für das erste Kalenderjahr vor, in einigen Monaten folgt Band II für das zweite Halbjahr.

Der Verfasser ist Herz-Jesu-Priester und besitzt eine langjährige Praxis als Seelsorger und religiöser Schriftsteller; er wendet sich mit diesem Buch zunächst an Kinder, in besonderer Weise an diejenigen, die zur ersten hl. Kommunion gehen. Das Buch ist als Geschenkwerk besonders sorgfältig ausgestattet. Gerade der beispielhafte Ablauf eines Heiligenlebens vermag sich ja Kindern tief und unvergesslich einzuprägen. So kann ihnen aus diesen Heiligenlegenden viel Wesentliches für das religiöse Wachstum geschenkt werden. In weiterem Sinne ist das Buch als Hausbuch für die christliche Familie gedacht und eignet sich besonders für die Religionsstunde, ebenso auch als Tischlektüre in den Klöstern und Internaten. I Band — Leinwand 12,50 DM.

FATIMA STUDENT BURSE

„Werdet nicht verdrossen Gutes zu tun", sagt die Heilige Schrift. Gutes tun kostet immer etwas – das Beste zu tun kostet alles. Und das hat Christus für uns getan, alles, aber auch alles für uns hingegeben: Himmel, Elternhaus, Ehre, Hände, Füße und Seite, Gottestrost und den letzten Blutstropfen Seines zermarterten Leibes.

Werden auch wir nicht verdrossen, Gutes zu tun. Das Gute, das wir hier zu Ehren Unserer Lieben Frau von Fatima für die Erziehung armer Knaben zum Priestertum zu tun suchen. Die Früchte unserer Opfer sind dem Auge des Leibes nicht sichtbar. Genau so wie Gottes Segnen immer unsichtbar bleibt. Wir wissen jedoch, daß Gott jedes Opfer segnet. Besonders jenes Guttun, das für die Erziehung Seiner Priester still und fromm Ihm zu Füßen gelegt wird.

Während dieses Marianischen Jahres gilt unser Opfer Maria, der reinen Gottesjungfrau, die es in Güte weiterreichen möge in die Hände des allgütigen Vaters, ihr Beten und Fürbitten für uns hinzufügend.

Bisher eingenommen:	$2,794.00
Ein Leser, Lampman, Sask.	500.00
Barbara Schell, Reward, Sask.	10.00
Mrs. M. Schneider, St. Walburg, Sask.	5.00
	$,3.309.00

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.